

8. Mittleres Alter & Alter(n)

»Wie tief sitzen diese Zugehörigkeitswünsche
in einem drin, ne?« (Mi-jin)

Das achte Kapitel behandelt die Lebensbereiche, die die Frauen ab dem mittleren Alter bis zum frühen Rentenalter mit Hinsicht auf MRP beschäftigten. Da nur sehr wenige Frauen zum Zeitpunkt der Forschung dem Rentenalter entsprachen, bespreche ich das Alter(n) betreffend v.a. die Gedanken meiner Gesprächspartnerinnen an ihre Zukunft. Die im Kontext von MRP als signifikant benannten Lebensräume waren hier geprägt von Situationen und Interaktionen mit Lebenspartner*innen und eigenen Kindern. So konzentrieren sich die ersten beiden Unterkapitel auf diese Bereiche. Die Wünsche, Gefühle und Sorgen bzgl. der Zukunft beenden das Kapitel und den empirischen Teil der Arbeit. Mi-jins Zitat im Titel, mit dem sie selbst verblüfft ihre Sehnsucht nach einem Zugehörigkeitsgefühl mit ähnlich rassifizierten Menschen beschrieb (8.3.), kann tatsächlich als Frage für das gesamte Kapitel stehen. Sich gerade mit Partner*innen oder Kindern verbunden und zugehörig fühlen zu wollen, stellt einen Wunsch und ein Bestreben vieler Menschen dar, in der auch Rasse eine Rolle spielt. Jedoch war dieser Wunsch bei meinen Gesprächspartnerinnen auf offensichtliche Weise durch Rasse geformt. Denn aufgrund ihrer Multi-Rassifizierung gerieten sie immer wieder an einen Punkt – auch in ihren vertrautesten Beziehungen wie zu Partner*innen oder Kindern – an dem der tiefsitzende Zugehörigkeitswunsch nicht erfüllt werden konnte, da Rasse die Frauen sowohl von ihrer eigenen Gefühlswelt trennte als auch in der Zugehörigkeit zu ihren engsten Bezugspersonen.

8.1 In der Partner*innenschaft

»Das ist so bisschen der missing link, ja?« (Theresa)

MRP sowie alle weiteren gesellschaftlich relevanten Machthierarchien waren inmitten der Partner*innenschaften meiner Gesprächspartnerinnen wiederzufinden. Dass diese Hierarchien, aber auch v.a. Rassismus, nicht nur in Alltagssituationen oder im öffentlichen Leben existierten, sondern auch in ihren vertrautesten Beziehungen, war aufgrund

der dominanzgesellschaftlichen Definition von Rassismus für manche Frauen ein unbesprochenes Thema. So stellten nicht nur MRP ein mit anderen Menschen kaum geteiltes Thema dar, hinzukam, dass darin die Themen Dating, Sexualität, Begehren und Partner*innenschaft verstärkt tabuisiert waren. So standen zu diesen Themen in der Forschung häufig mehr Fragen im Raum als bei anderen Themen und es wurde oft danach gefragt, was die anderen Gesprächspartnerinnen dazu erzählt hätten. Mein Eindruck war daher, dass es für viele Frauen keine Austauschmöglichkeiten gab, selbst nicht mit engen Freund*innen, v.a. wenn diese die Rassismuserfahrungen oder multi-rassifiziert zu werden nicht teilen. Doch spielten MRP bereits nur in Anbetracht einer möglichen Partner*innenschaft eine Rolle. Die Sezierung der Frauen fand hier in abgewandelter Form statt. Hyun-a erzählte: »Früher gab's immer diese klassische Frage, als ich noch Single war-, oder auch in Korea wird das geeerne gefragt: »Möchtest du lieber einen Deutschen oder einen Koreaner haben?« (Pause) Was ist das eigentlich für 'ne Frage?!«. Nicht nur wurden die Körper der Frauen seziiert, auch eine potentielle Partner*innen-Wahl war von dieser Aufteilung betroffen, wie Hyun-as Erfahrung zeigte, die sie sichtlich aufbrachte. Darüber hinaus spielten die kontinuierlichen Sexotisierungen eine wesentliche Rolle in der Formierung von Partner*innenschaften. Theresa war bereit ausführlich darüber zu sprechen, da unsere Gespräche über MRP, Hypersexualisierung und Exotismus für sie neue Bezugspunkte gebildet hatten, um ihre Dating- und Beziehungserfahrungen neu einzuordnen. Dies löste bei Theresa einen entscheidenden Perspektivwechsel aus, wie sie mir nach einem unserer Treffen berichtete:

»An dem Morgen nach unserem Gespräch [...] hab ich echt so sieben Seiten in meinem Tagebuch gefüllt und dachte plötzlich, scheiße, jetzt bin ich-, hab das nie gesehen oder wollte ich das nie sehen? Plötzlich kamen mir viele Zusammenhänge, [...] was da beim Kennenlernen alles abläuft bei mir [...] Hab ganz viel Angst abgelehnt oder in die falsche Schublade-, auch z.T. absichtlich burschikoses Auftreten-, um nicht in die anschiessame Asiatin-Schublade gesteckt zu werden (lacht kurz) (Pause) was ist da noch? Da ist so viel, was ich noch gar nicht richtig erfassen kann. [...] Mir fallen grad so was von die Schuppen von den Augen! Wieso habe ich die Verbindung nicht gemacht?! [...] Das ist so bisschen der missing link, ja? [...] Bei unseren letzten Gesprächen-, hab ich gesagt, nō, mit Rassismus hab ich jetzt nicht mehr so Probleme, ich hab eigentlich alles mehr oder weniger im Griff und dann kamen wir zum Beziehungsthema, und dann-, eh, jetzt bröckelt meine Fassade, ich hab gar nichts im Griff [...] mir ging's wirklich blöd am nächsten Tag« (Theresa, Apr. 2021).

Theresa war erstaunt, dass sie ihr »Beziehungsleben« nie unter dem Blickwinkel von MRP betrachtet hatte und andererseits welche »versteckte oder geheime« und zugleich tiefgreifende Rolle Rassismus in »intimen Beziehungen« spielte. Auch wenn es ihr schwerfiel (»mir ging's wirklich blöd am nächsten Tag«), schloss sie aus ihrer so angestoßenen Auseinandersetzung:

»Du kriegst die Freiheit plötzlich wieder du selber zu sein, weil du merkst, das hat gar nichts damit zu tun, wie ich mich verhalte, sondern es ist einfach die [...] ungünstige Konstellation, die jetzt für dich halt-, kann man sagen-, dumm gelaufen ist in deinem Leben, [...] das entlastet dich halt. [...] Natürlich bist du erstmal schroff, wenn man so

fort beim ersten Begegnen Angst haben muss in 'ne Schublade gesteckt zu werden, dann ist man abweisend und will erstmal rauskriegen wie ist der andere drauf. Und ich hab mich dann selber immer bezichtigt, du bist zu schroff, nicht locker, kannst überhaupt nicht flirten und jetzt wird mir klar [...] das ist ganz normal, dass ich so reagiert habe! [...] Als Halfie-Frau sich immerzu zu wehren gegen die-, im-Kopf-sexuellen-Übergriffe sozusagen-, diese Fantasien, die da manche Männer haben, sich zu wehren durch meine Schroffheit [...] es ist Selbstschutz-, das ist total wichtig für mich gerade das zu erkennen« (Theresa, Apr. 2021).

Therasas Aufdeckung ihres sogenannten »*missing link*« führte sie weg von der Betrachtung auf der individuellen Ebene – dass sie zu »*schroff*« sei – auf die strukturelle Ebene und inwieweit Rassismus und weitere Herrschaftsverhältnisse auch die intimsten Beziehungen in unseren Leben strukturieren (vgl. Apraku 2022). Therasas Erkenntnisse um diese – vorsichtig gefasst – »*ungünstige Konstellation*« wirkte entlastend, da sie sich nun zu ihrer »*Angst*« bei ersten Begegnungen berechtigt fühlte. Durch diesen Blickwinkel auf ihre Dating- und Beziehungserfahrungen, wandelte sich die Interpretation ihres als »*schroff*« bewerteten Verhaltens zur Ansicht damit »*Selbstschutz*« auszuüben¹. Die eigene Bewertung als »*schroff*« aufzutreten bzw. so als Frau im Patriarchat markiert zu werden, war ein wiederkehrendes Thema bei vielen Gesprächspartnerinnen seit der Pubertät und bis ins höhere Erwachsenenalter. Elena zählte dieses Verhalten ebenfalls zu ihren präventiven Umgangsstrategien:

»Zu ostasiatischen Frauen gehört so dieses Bild-, klein, leise, schwach (Pause) sich unterordnend, zurückhaltend, unselbstständig-, so'n Bild [...] was mich vielleicht auch immer dazu bewegt hat, das schnell aus dem Weg zu räumen, schnell klarzustellen, das bin ich nicht, ne?« (Elena, Jun. 2021).

Die Anstrengungen nicht dem rassistisch-sexistischen Bild von süd-/ostasiatisch rassifizierten Frauen als »*unterwürfig*« zu entsprechen, war zwar weit über den Bereich Dating auch in anderen Lebensbereichen der Frauen zu beobachten. Doch die Anstrengungen wurden in Anbetracht der historischen Entstehungsgeschichte dieser Bilder besonders greifbar (s.4.4.), auch wenn dies nicht bedeutete vor rassistisch-sexistischen Angriffen geschützt zu sein.

Während der Forschung wurde immer wieder deutlich, wie schwierig es war eine Sprache zu finden, um über die multi-rassifizierten Erfahrungen zu sprechen. Noch komplizierter gestaltete es sich für viele Frauen mit ihren (in fast allen Fällen mono-rassifizierten) Partner*innen. In der Tat nutzten manche Frauen ihre Teilnahme an der Forschung als Anlass, um ein Gespräch über ihre Rassismuserfahrungen mit ihren

1 Theresa meinte auch im Rückblick auf ihre Erfahrungen mit Online-Dating-Portalen: »*Mir jetzt grad klar-, gerade mit diesen Dating-Portalen, dass ich deswegen nicht damit zurechtkomme, weil da immer sofort 'ne Klassifizierung stattfindet*«. Da es sich online hauptsächlich ums »*Außerliche*« drehe, befeuerten diese Wege des Kennenlernens die sextotisierenden Zuschreibungen zusätzlich, meinte Theresa. In diesem Kontext wäre es aufschlussreich auf aktuelle Forschungen zu Online-Dating zu schauen und in welcher Form hier Diskriminierungen zutage treten bzw. wie davor geschützt werden kann (Rautenberg 2019; Hasters 2019, 176ff.; Apraku 2022, 85ff.).

Partner*innen zu initiieren. So hörte ich von manchen Frauen, wie sie ihrem/ihrer Partner*in ausdrücklich mitteilten, dass sie an einem Projekt beteiligt waren, das sich unmissverständlich mit ihren spezifischen Rassimuserfahrungen auseinandersetzte. Der Ton jener Frauen war dabei häufig, dass die Partner*innen dies »*ruhig mal wissen*« sollten, dass sie mit mir sprachen, wie Sheila einmal formuliert hatte. Der Verweis auf ein Forschungsprojekt, das ihre Lebensrealitäten anerkannte, galt als weitere Legitimation für ihre Erfahrungen als verletzend und diskriminierend, was eine Sicherheit für das Initiieren solcher Gespräche zu vermitteln schien. So leite ich über zu den Partner*innenschaften der Frauen und abschließend zu den Erfahrungen in den Familien der Partner*innen.

In der Tat berichteten einige Frauen, wie sie von MRP und ihren Rassimuserfahrungen in der Partner*innen-Suche z.T. gelenkt wurden. Nora erzählte über ihren heutigen Ehemann:

»Dem ist gar nicht aufgefallen, dass ich irgendwie (Pause) nicht deutsch bin oder so-, das ist dem auch nicht wichtig und das-, das habe ich mir immer bewusst vielleicht gesucht, um -, frag ich mich manchmal, um (Pause) mich damit nicht beschäftigen zu müssen (lacht)« (Nora, Feb. 2021).

Mit Julia sprach ich darüber, wie die jeweiligen Partner*innen über die Multi-Rassifizierung sprachen, wenn sie selbst nicht anwesend waren. Sie meinte:

»Das passiert, wenn er Fotos zeigt, dann kommt das Thema quasi auf, also, er kommentiert's nicht, aber die anderen würden-, Ach, schon so irgendwie Asiatin? [...] Dann würde er das halt klarstellen: »Ja, ihre Mutter kommt aus Korea«. Von seiner Seite würde er das gar nicht thematisieren, das ist ja auch etwas, was ich ganz toll finde an ihm, dass er mich eben nicht als Exotin oder sonst irgendwas sieht [...] das ist ein Thema, worüber er auch nie im Scherz irgendwas sagt« (Julia, Mai 2021).

Andererseits teilten die Frauen Erfahrungen kein Verständnis bzgl. MRP von ihren Partner*innen zu erhalten. Liana erzählte von einem Ex-Partner, der sich in seiner (nicht-weißen) natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit eindeutig zuordnen konnte und wollte und es daher als bedauernswert erachtete, dass Liana dies nicht (nach)vollziehen könne. Für sonderlich bedauerlich hielt dies Liana aber keineswegs und ihr tat es »überhaupt nicht leid«, sich nicht zu einer Zugehörigkeit »zu 100 %« bekennen zu können bzw. zu wollen, so wie ihr Ex-Partner es getan hatte. Liana erzählte, was diese Art von Druck in der Beziehung in ihr ausgelöst hatte:

»Als würde mir-, dadurch, dass ich's nicht mache, als würde mir was fehlen, [...] dass eine andere Person das so infrage stellt oder nicht nachempfinden kann, das fand ich schon komisch und hat mich selber so unter Druck gesetzt-, muss ich jetzt oder sollte ich-? [...] Dass ich mich nicht auf was berufe oder für mich nicht mit Stolz verbunden ist zu sagen, ich bin asiatisch?! Weil ich's eben nicht bin (lacht)! [...] Aus seiner Sicht war's komisch, weil er's eindeutig konnte [...] da hat er so'n Kommentar gemacht, [...] dass mir was fehlen würde-, oder-, was bist du denn dann?! (Pause) Und ich so- (Pause) Puh! (Pause) Darauf kann ich dir auch-, also was soll ich-, ich kann darauf keine Antwort

geben, was bin ich dann?! [...] Mir fehlt in dem Sinne ja nichts, weil ich ja den Vergleich nicht habe [...] oder dass ich eher 'ne Verbundenheit spüre zu anderen Halb-Koreanern oder zu- (Pause) sag ich mal den Begriff mixed race-, da merk ich, da kann was hinzukommen, das find ich schön (Pause) aber das zeigt dann nicht 'en Defizit auf, sondern das Gegenteil« (Liana, Mai 2021).

Der Druck und die Wahrnehmung sich nicht ›komplett‹ mit einer rassifizierten Zugehörigkeit identifizieren zu können als Defizit, waren erst möglich durch die Geschichte von MRP, sodass eine vermeintliche ›Zerrissenheit‹ Lianas – in Anlehnung an den »marginal man« – sinnvoll erschien. Obwohl Liana diese ›Zerrissenheit‹ nicht fühlte, verunsicherte sie es, da ihr Partner eine eindeutige mono-rassifizierte Zugehörigkeit für sich beanspruchen konnte und wollte und die Nicht-Ausübung dessen bei Liana als »komisch« einordnete. In Liana formten sich Selbstzweifel, dass mit ihr etwas nicht richtig sei und damit eine Verstetigung von *multi-rassifizierten Affekten* der Illegitimität. Letztlich entlarvte die Frage oder schon verzweifelte Forderung des Ex-Partners an Liana mit »was bist du denn dann?!« die Verinnerlichung der mono-rassifizierten Norm und wer dies nicht ausführen könne als abweichend. Die von Kyla zuvor genannte Unruhe und Angespanntheit von Menschen, die sie nicht eindeutig kategorisieren konnten (s. 7.3.), trat so auch hier in Erscheinung. Darüber hinaus schien die ›Uneindeutigkeit‹ Lianas ein Anlass für ihren Ex-Partner zu sein, sie damit provozieren zu wollen:

»Er hat mich immer provoziert-, bzw. sah er es vielleicht als Necken an, mit Aussagen wie: ›Eigentlich bist du wahrscheinlich Japanerin. Koreaner und Japaner sind ein Volk-, sind gleich‹ [...] Was für ein Schwachsinn! Oder dass ich keine Koreanerin sei, sondern Deutsche. Womit er ja einerseits Recht hatte. Natürlich bin ich deutsch sozialisiert, Deutsch ist meine erste Sprache, mein Koreanisch ist leider schlecht. Aber [...] wenn überhaupt bin ich Kölnerin.« (Liana, Mai 2021).

Den unablässigen Kategorisierungen des Partners setzte Liana schließlich etwas entgegen, indem sie über ihre lokale Zugehörigkeit als »Kölnerin« bestimmte. Diese Erfahrungen in einer Partner*innenschaft zu durchlaufen, mussten keinen Trennungsgrund darstellen. Das Unverständnis für die MRP und Rassismuserfahrungen in den Leben der Frauen konnte aber durchaus mit dazu führen oder die Beziehungen auf eine substanzielle Probe stellen. Ye-ji erzählte dazu:

»Ich glaube, ich könnte jetzt auch nie mit 'ner Person zusammen sein, die da jetzt kein Bewusstsein hat, weil das so was Substanzielles ist, ne? [...] Ich hatte letztes Jahr eine Beziehung [...] dann war's in der ersten Lockdownzeit, wo ich ihr dann von diesen COVID-Rassismuserfahrungen erzählt hab und sie mich dann fragte-, weil sie die ganze Zeit so Kimchi-Geheimnisse von mir erfragen wollte, weil sie halt totaler Kimchi-Fan ist. [...] Sie fragte mich, ob das eigentlich auch blöd ist, wenn ich die ganze Zeit Kimchi-Geheimnisse verraten soll, wo ich auch selber das alles googeln muss und da hab ich gesagt, ja, hmmm, eigentlich ist das 'en bisschen blöd (lacht) hab dann auch gemerkt, ah, guck mal, da ist so 'ne kleine Sprachlosigkeit [...] also, sie hat es ja dann selber dechiffriert in dem Moment [...] und dann war's so, hmpf! Okay! (lacht) Ertappt! [...] Es addiert sich so, es führt natürlich wirklich zu mehr Nähe, wenn man (Pause) eben auch

über die eigenen Unsicherheiten und Verletztheiten sprechen kann. (Pause) Für mich ist es sehr, sehr wichtig, dass ich so akzeptiert werde, so wie ich bin und das ist aber auch in meinen Beziehungen immer ein Aushandlungsprozess und ich muss selber immer nochmal meine Glaubenssätze bewusst ablegen, dieses-, ich bin falsch oder mir bestätigen lassen, dass ich nicht falsch bin« (Ye-ji, Feb. 2021).

Ye-ji erzählte von der Distanz, die die unterschiedliche affektive Wahrnehmung von MRP und Rassismus in Deutschland in ihrer Beziehung kreierte hatte. Sie sagte, dass sie gerade hier »diese Distanz nicht haben möchte, dass die zu ausschlaggebend ist oder zu groß«. Andererseits stellte dies aber auch immer einen »Aushandlungsprozess« in ihren Beziehungen dar. Ihr Verweis auf »ich bin falsch« galt unter vielen verschiedenen erlernten Glaubenssätzen auch für ihre Rassismuserfahrungen, die das Ringen mit *multirassifizierten Affekten* verstärken konnten, wenn die Partner*innen über kein (empathisches) Verständnis für MRP verfügen. Ye-ji brachte hiermit eine Grundsatzfrage für Partner*innenschaften an: Was bedeutete es für meine Gesprächspartnerinnen, wenn ihre engsten Bezugspersonen im Erwachsenenalter, ihre Affizierungen durch MRP und Rassismus nicht nachempfinden konnten bzw. gar nicht erst wahrzunehmen schienen? Lia teilte hierzu folgende Erinnerung:

»Wenn es um solche Sachen ging, dann waren das glaube ich die größten Streitereien mit meinem Ex-Partner [...] es gab 'ne Situation, wo ich seine Reaktion oder die Nicht-Existenz einer Reaktion so schrecklich fand und ich hätte mir gewünscht, dass er mich gefragt hätte, ob's mir gut geht und ob ich darüber reden möchte [...] das war-, in der Bahn [...] da war so'n Typ, der hat irgendwas gesagt über (holt tief Luft) hach ja-aa, über Asiaten und dies und jenes und ich meinte dann, dass das rassistisch sei [...] mein Freund saß die ganze Zeit neben mir-, und ich brauche auch niemanden der für mich aufsteht, ich kann das selber machen, aber als wir dann ausgestiegen sind und ich mich weiter aufgeregt habe, weil ich auch die Wut rauslassen musste (Pause) hab ich halt erst mitbekommen, dass er so wenig davon mitbekommen hat, weil ich ihn gefragt hab, hast du nicht gehört was da passiert ist!? Und dann meinte er so: »Nee, nicht so richtig: und dann hatten wir glaube ich den größten Streit, den wir jemals hatten (lacht) [...] weil ich dann meinte, dass das 'ne extreme Ignoranz ist. [...] Was er denn glaubt, wenn wir mal Kinder hätten und die anders aussehen, was die durchmachen müssen, dass ich diese Ignoranz ganz schrecklich finde! [...] Dann im Streit-, als er zu mir meinte, dass er manchmal nicht ganz unterscheiden kann, weil ich so oft oder über viele Dinge wütend bin, was denn jetzt wichtig wäre oder nicht (lacht). [...] Ich glaube mittlerweile nicht mehr, dass ich das ändern muss, aber daran erinnere ich mich, dass er das gesagt-, Ja, aber du bist doch immer wütend! (lacht ungläubig auf) Von 'nem Partner!« (Lia, Okt. 2020).

In Lias Erlebnis tauchten wieder die unterschiedlichen Affizierungen je nach rassifizierter Positionierung auf. Während Lia ihre »Wut rauslassen musste«, hatte ihr Ex-Partner die Situation in der Bahn scheinbar gar nicht erst wahrgenommen. Lias Wut wurde noch größer, da sie von ihrem Partner selbst im Nachhinein keine Unterstützung erfuhr, da Lia aus seiner Sicht »doch immer wütend« sei. Wie Lia am Ende betonte, beschloss sie sich nicht mehr dadurch verunsichern zu lassen und vertraute und blieb bei ihrer Wut. Für

weitere Frauen bedeuteten diese unterschiedlichen Affizierungen und Wahrnehmungen von Rassismus neben Schock und Wut aber auch Angst um die Beziehungen zu entwickeln, wie bei Jenny oder Sandra. Jenny erinnerte sich genau daran, in den Nachrichten von den rassistischen Anschlägen in Hanau vom 19.2.2020 zu erfahren. Sie war stark getroffen und empfand tiefe Trauer, für die ihr *weißer* Partner weniger Verständnis zeigte und er auch nicht auf die gleiche Weise empfand wie Jenny, was sie entsetzt zurückließ und bei ihr Zweifel und Angst bzgl. der Beziehung auslösten. Sandra erinnerte sich an den 16.3.2021, als in Atlanta, USA, sechs ostasiatisch rassifizierte Frauen ermordet wurden (Ha 2021c, 2021d; Nguyễn 2021). Die Reaktion ihres *weißen* Partners beschrieb sie wie folgt:

»Ich weiß noch, dass er- (Pause) dass er gar nicht so extrem drauf reagiert hat wie ich und das hat mich irgendwie gestört und dann haben wir voll lang darüber gesprochen und-, wir haben uns krass gestritten, weil ich-, ich hab im Nebensatz gesagt, ja und dieser Polizist, der meinte, er [der Täter] hatte einen schlechten Tag-, so²! Das geht gar nicht!!! Und dann [...] mein Partner- (Pause) er versucht immer alle Seiten zu betrachten, er will immer erstmal alle Informationen haben. Und er hat dann gesagt, aber für manche Psychopathen ist es einfach ein schlechter Tag, und er hat-, in dem Moment war ich so verletzt, weil ich das Gefühl hatte, er nimmt diese rassistische Seite gar nicht ernst und natürlich können-, also die Richter oder Polizisten müssen das auf jeden Fall erstmal so sehen und man muss erstmal Beweise haben, bla, aber ich hatte dieses Gefühl-, Oh Gott! Du denkst auch so und dann war das aber überhaupt gar nicht seine Intention, sondern er dachte eher man muss erstmal rausfinden, was passiert ist. Aber ich glaub für uns war das so offensichtlich und wir hatten schon diese ganzen Gedankengänge von Exotisierung, also diese Ebene-, die wissen wir einfach, die ist einfach drin und wenn sowas passiert is'es leider einfach klar und da is'es egal, was der Typ für sexuelle Fantasien hatte oder religiöse Hintergründe [...] das ist alles irrelevant am Ende, weil es auf jeden Fall ein Hassverbrechen ist! [...] Ich war dann so aufgelöst, ich war so wütend, ich hab so geweint [...] Sorry- (beginnt zu weinen) aber es war-, für mich einfach krass zu sehen, wie-, wie unterschiedlich die-, die Erfahrungen sind, weil er ist *weiß*, er meinte, er hat auch gar nicht diese Erfahrung von irgendwo stirbt ein *weißer* Mensch-, das geht mich irgendwie nichts an so, [...] warum hab ich jetzt größeren Bezug zu diesen Frauen, nur weil sie irgendwie asiatischer Herkunft waren? [...] Es ist einfach krass wie- (Pause) ich glaube, egal wie sehr man sich dazu belesen kann als nicht-multi-racial Person [...] man kann das nachvollziehen und man kann darüber sprechen, aber ich fand's irgendwie so schade, dass ich das so erklären musste. [...] Er versteht das, aber er weiß nicht, wie sich das anfühlt! (Pause) Ja, es war krass (lacht ungläubig auf) ja (weint) [...] glaube, es war einfach das erste Mal, wo ich richtig Angst hatte, obwohl ich ihn schon seit so langer Zeit kenne, dass ich kurz einfach Angst hatte, oh Gott! (Pause) Er checkt das wirklich gerade gar nicht! [...] Ich glaub, es war auch anders, weil (weint) wenn das jemand anderes gewesen wäre, wäre ich vielleicht nicht so drauf eingegangen, aber weil's eben mein Freund ist, weil's so meine engste Person ist, war ich auch so extra (Pause) betroffen irgendwie« (Sandra, Mai 2021).

- 2 In der Pressekonferenz nach dem Attentat verkündete ein Polizeisprecher, dass der Täter »einen schlechten Tag« gehabt und es sich nicht um ein rassistisches Tatmotiv gehandelt habe, sondern um eine »Sexsucht«, da die Frauen in den Massagestudios für den Täter »Versuchungen« dargestellt hätten (Yun 2021; Hahn 2021; Nguyễn 2021).

Das Treffen mit Sandra fand ca. zwei Monate nach dem Attentat statt. Wie auch viele weitere Frauen aus der Forschung war Sandra stark mitgenommen von den Morden. Der damit verbundene Streit mit ihrem Partner bewegte sie nach wie vor und Sandra drückte Wut, tiefe Traurigkeit und Angst bei unserem Treffen aus. Ihre eindrückliche Aussage »für uns war das so offensichtlich« verwies auf etwas, was Güleç und Schaffer als »migrantisches situiertes Wissen« bezeichnen (Güleç/Schaffer 2017). Güleç und Schaffer verstehen vor diesem Hintergrund Empathie als gesellschaftliche Ressource und analysieren die »radikale Empathielosigkeit« bei Rassismus als Teil von strukturellem Rassismus³ (ebd., 57). Die strukturelle Empathielosigkeit, die »die Herstellung von emotionalen Verbindungen und Verbundenheiten« nachhaltig verunmöglicht, ließ sich in Jennys und Sandras Zeugnissen wiedererkennen. Schließlich wurde ihr Ausdruck von Wut, Verletztheit und Trauer nicht wahrgenommen, wodurch außerdem Jennys und Sandras Wissen weder einen Eingang in »das System der Wissensstrukturen« fand, noch emotional und affektiv in die herrschenden *Gefühlsordnungen* (ebd., 58f.). Da Jenny und Sandra aber bei ihrer Wut und Trauer blieben und das Gespräch mit ihren Partnern suchten, verband sie eine widerständige Kraft ihr Wissen um Rassismus auf der partnerschaftlichen Ebene einzubringen. Ihre Wissensweitergabe und ihr Haften an ihren Gefühlen als berechtigt unterbrach somit die empathielose Praxis und das, was ein paar Abschnitte vorher als »klein oder leise« machen bezeichnet worden war (vgl. ebd., 75).

Abschließend gehe ich auf die Rassismuserfahrungen in der Familie des/der jeweiligen Partner*in ein. In diesem Kontext war es offenbarend, dass viele Frauen ähnliche Erfahrungen wie ihre Eltern machten, und zwar unabhängig von Zeit und Ort, ob im geteilten wie wiedervereinigten Deutschland. Katja, die in der DDR aufgewachsen war, erinnerte sich an die Reaktion ihrer Schwiegermutter beim ersten Kennenlernen, die sie heute belustigt als Anekdote wiedergab: »Da ist meine Schwiegermutter zu ihm [meinem Mann] hin: ›Sag mal, hast du dir das richtig überlegt?? Das ist doch 'ne pure Ausländerin, was willst'n du mit der?!‹ (lacht)«. Oder Hyun-a, die im wiedervereinigten Deutschland aufwuchs, erzählte: »Das erste Treffen mit meiner Schwiegerfamilie-, hab ich mich gefühlt wie auf'nem Befragungsstuhl, ich wurde so viele Sachen gefragt über Korea«. Auch Gabriela erinnerte sich an die erste Begegnung mit der Familie ihres heutigen Partners im wiedervereinigten Deutschland:

»Als ich das erste Mal bei ihm zu Hause war, da wurde mir sofort-, also-, meine Schwiegermutter-, ihre beste Freundin ist Laotin und ich kam rein und wurde gleich: ›Ach! Schön, dass du da bist und (Pause) ist sie jetzt-? Nee-! Ach komm! Da müssen wir jetzt mal messen! (Pause) Die ist sogar noch kleiner als deine Freundin!‹ (Pause) Also-, da wurde mir wirklich innerhalb der ersten 10 Minuten-, wurde mir schon so'n dickes Buch auf den Kopf gelegt (lacht) und gemessen, ob ich jetzt gleich groß oder kleiner bin als die Freundin (lacht) [...] Es gab wirklich so 'ne Phase bevor ich ihn kennengelernt hab,

3 Dies analysieren sie in Bezug auf die empathielose mediale Berichterstattung über die NSU-Mord- und Anschlagserie. Denn das politisch nicht-beachtete Wissen der Angehörigen der Opfer besteht aus dem »Erfahrungswissen rassistisch fundierter Abwertungen und Ausgrenzungen« sowie aus dem Wissen zu solidarischen Zusammenhängen und Kämpfen (Güleç/Schaffer 2017, 57ff.). Doch so ist auch die Ermordung von neun Menschen im Olympia-Einkaufszentrum in München von 2016 erst Jahre später, 2019, offiziell als rassistischer und rechtsextremer Terror anerkannt worden (S. Amjahid 2017, 166ff.; Bundeszentrale für politische Bildung 2022).

da war ich sehr empfindlich und wollte das gar nicht wahrhaben und das komplett von mir weissen und sagen, ich bin deutsch und lasst mich in Ruhe (Pause) weil ich mich eigentlich so fühle und sehr deutsch denke meiner Meinung nach« (Gabriela, Jun. 2020).

Gabrielas Erfahrung von der *weißen* deutschen Schwiegerfamilie gemessen zu werden, evoziert Bilder von anthropologischen Vermessungsmethoden der Vergangenheit (s. 4.1.). Bei einem weiteren Gespräch erinnerte sich Gabriela daran, dass sie die Vermessung damals »*richtig schlimm*« fand und später am Abend »*eventuell geweint*« und sich insgesamt äußerst unwohl gefühlt hatte. Gleich hiernach verwies sie jedoch darauf, dass auch sie ein Bedürfnis in sich wahrnahm, Personen, »*die nicht deutsch aussehen*«, einordnen zu wollen. Mit dieser Begründung ihre eigene Erfahrung relativierend, betonte sie anschließend, dass es an ihr liege, wie sie mit solcherlei Erfahrungen umgehe und heute im Kontext ihrer Schwiegerfamilie nicht mehr so »*empfindlich*« wie früher agiere. Jüngste Rassismuserfahrungen im Familienchat oder auf Feiern versuchte Gabriela nicht mehr als solche zu betrachten, was eine wichtige Umgangsstrategie darstellte, da Gabriela ihrer Schwiegerfamilie regelmäßig begegnete. Solche Erfahrungen, wie von Gabriela, konnten aber auch umgekehrt in der eigenen Familie gegenüber einem/einer Partner*in entstehen. Sarah erzählte von Begegnungen zwischen ihr, ihrem nicht-weiß rassifizierten Partner und ihrem *weißen* deutschen Vater:

»Ab dem Zeitpunkt, wo er ein paar Sachen meinem Freund gegenüber gesagt hat (Pause) die nicht okay waren, ist die Beziehung zu meinem Vater ein wenig gebröckelt [...] ist auch meine Naivität vielleicht gewesen (Pause) so-, du bist mit 'ner Koreanerin verheiratet, hast halb-koreanische Kinder [...] weshalb ich wahrscheinlich den unbewussten Schluss gezogen habe, dass Rassismus für ihn auf andere Gruppen bezogen eigentlich kein Thema ist« (Sarah, Jun. 2021).

Sarah betonte, dass ihr Verhältnis zu ihrem Vater immer gut und nah gewesen sei. Durch die rassistischen Handlungen gegenüber ihrem Freund, erhielt die Vater-Tochter-Beziehung jedoch eine Distanz, die nur schwer wieder zu verkleinern war. Bemerkenswert ist zudem ihr Verweis auf die »*Naivität*«. Auch manch andere Gesprächspartnerin mit *weißem* Elternteil äußerte sich mit Verwunderung über die Tatsache, dass dieser sich auffällig rassistisch verhielt. Die Verwunderung entstand auch hier u.a. aus der Definition von Rassismus als böser Absicht einzelner Personen. *Weisse* Menschen, die in Liebesbeziehungen mit nicht-*weißen* Menschen leben, können allein hierdurch als per se nicht-rassistisch erachtet werden oder es wird ihnen eine besondere Sensibilität für Rassismus zugesprochen. Dass dies nicht der Fall ist, wurde auch in diesem Unterkapitel ersichtlich. Bezogen auf Kinder, die aus den z.T. hier vorgestellten Beziehungen hervorgingen, begannen die MRP erneut auf intensive Weise.

8.2 Mit Kindern

»Eigentlich ist er jetzt ja nur noch ein viertel-koreanisch« (Silvia)

Der Lebensbereich im Erwachsenenalter, in dem MRP wieder am stärksten auftraten, betraf die eigenen Kinder⁴. Etwas weniger als die Hälfte der Frauen waren zum Zeitpunkt der Forschung Mütter oder befanden sich in der ersten oder zweiten Schwangerschaft. Aber auch Frauen ohne Kinder teilten ihre Gefühle und Gedanken, wenn sie an zukünftige eigene Kinder oder auch an Nichten, Neffen, Kinder aus dem Freund*innenkreis oder an die dritte Generation im Allgemeinen dachten. Diese Kinder wurden – auch teils wieder vor der Geburt – wieder MRP unterzogen, von außen wie von den Frauen selbst, aber auch das Verhandeln der eigenen koreanischen Zugehörigkeit wurde in Relation zur dritten Generation neu austariert. Da im Forschungsjahr, Anfang März 2021, die MRP in der britischen Königsfamilie bzgl. Meghan Markle und ihres bis dato ungeborenen Sohns in einem Interview offengelegt wurden, wurde dies auch zum Gesprächsthema in der Forschung. Viele Frauen meinten, dass sie diese Offenbarungen zwar nicht verwundert hatten, aber sie sich resigniert fühlten. Auch mit Michaela, die Mutter erwachsener Töchter war, sprach ich über das Interview:

»Da wurde spekuliert im Königshaus wie dunkel das Kind wohl-, oder die Sorge davor wurde geäußert [...] ja, das ist schon krass, [...] aber-, merke das jetzt auch bei meinen Töchtern-, dass die so gemischt rauskommen-, das war eh klar, weil ihr Vater ist blond und blauäugig. [...] Das hätte ich auch toll gefunden, blaue Augen, aber dunkle Haare. Sie sind dann aber relativ dunkel rausgekommen, aber sie haben so 'ne Haarfarbe, die so'n interessantes, dunkles Braun-, es ist schon so 'ne richtige Mischung« (Michaela, Apr. 2021).

Gespannt darauf zu sein, wie das eigene Kind aussehen wird, ist gängiger Bestandteil in der Gedanken- und Gefühlswelt vieler werdender Eltern. Dennoch nimmt Rasse bei multi-rassifizierten Eltern eine offen ausgetragene Rolle bei diesen Gedanken- und Gefühlsprozessen ein. Weiter ist auffällig, dass trotz der eigenen negativen Erfahrungen multi-rassifiziert zu werden oder dies – wie durch das Markle-Interview – nochmals deutlich präsentiert zu bekommen, wie mächtig jahrzehntelange MRP wirken konnten, sodass Faszination wie Verletztheit gleichzeitig nebeneinander bestehen können. Die Überlegungen von Michaela und auch von anderen Frauen verwiesen darüber hinaus auf die Mendelschen Regeln, mit der oft geäußerten Annahme, dass der »dunkle Typ« oder »diese asiatischen Gene« dominanter seien; (was wiederum die »Prekarität« von weiß-Sein versteigt). Silvia sagte:

»Ich wollte nie [meinen Sohn] beurteilen, ob er jetzt mehr asiatisch ist oder mehr weiß-, ich mein-, eigentlich ist er jetzt ja nur noch ein viertel-koreanisch, ne [...] wie

4 Hier lässt sich die Frage stellen, inwiefern MRP dann wieder verstärkt ausgeübt werden, wenn sich die Frauen als Erwachsene und Elternteile in der stärkeren Machtposition gegenüber ihren Kindern befinden und darüber sezierende Blicke an den Körpern der Kinder als »natürlich« re-produzieren.

viel kommt da noch durch eigentlich und klar-, es gibt ja diese dominanten und rezessiven Gene [...] die sich durchsetzen eben, der dunkle Typ ist ja da generell bisschen dominanter« (Silvia, Mai 2021).

Oder Diana meinte:

»Ich glaub halt-, diese asiatischen Gene sind doch relativ stark, relativ dominant (lacht) weil eben, also [meine Tochter] die ist jetzt nur 'n viertel-koreanisch, halb-polnisch und viertel-deutsch und die sah auch relativ dunkel aus« (Diana, Apr. 2021).

Die Aussagen über den rassifizierte Phänotyp der eigenen Kinder trugen die Hinterlassenschaft der Mendelschen Regeln und des Eugenik- wie NS-Vokabulars von »Hälften« und »Vierteln« aus dem 19. und 20. Jh. in sich, inwieweit der »dunkle Typ« andere Gene »ausstach« (Haritaworn 2012, 59; Isabel 2023, 125ff.). Gina, die zum Zeitpunkt der Forschung ihr erstes Kind bekommen hatte, erinnerte das Markle-Interview an ihre eigene Schwangerschaft, während der von familiärer Seite ebenfalls Überlegungen über »die Optik« ihres Babys geäußert worden waren, was sie stark aufbrachte. Die MRP bzgl. des noch ungeborenen Babys verstärkten sich allerdings um ein Vielfaches nach der Geburt. Wütend führte sie aus:

»Wem sieht der ähnlicher, ne?! [...] Dieses Thema-, jeden Tag wird das vorgeführt. [...] Am Sonntag (holt tief Luft) waren wir grillen, da waren auch ein paar Freunde, die wir lange nicht gesehen haben und [...] naja, kommt ja direkt: »Kommt ja voll nach dir!!« [...] Und wenn ich bei meiner Mutter bin, sieht sie so viel von meinem Partner in unserem Kind und wenn wir bei der Familie von ihm sind, wiederum- [...] mich hat es total genervt, dass [die Familie meines Mannes] dann so: »Totaaa! Sieht doch genauso aus wie Gina und voll asiatisch!!! Und eigentlich nur asiatisch, aber die Oohren, diese sind vom [Vater]«, so! [...] Das hat mich so genervt, so gestört, dass das-, warum muss es denn schon-, warum muss es aufgeteilt sein?! [...] Warum muss es asiatisch sein oder deutsch?! [...] Hab dann nur noch Scherze gerissen, hab gesagt, ja, ihr wisst ja auch nicht, ob's wirklich das Kind von [meinem Mann] ist, also-, weil mir das zu blöd war!« (Gina, Mai 2021).

Bei unseren Online-Treffen befand sich Gina in Elternzeit und die Geburt ihres Kindes lag nur wenige Monate zurück. So waren ihre Wut und ihr Frust über die rassifizierte Einteilung ihres Babys äußerst präsent. Ihrer Schwiegerfamilie begegnete sie schließlich mit Humor. Dieser Weg schien für Gina noch am geeignetsten, da ihr klar war, dass ihre Wut und Frustration nicht verstanden werden würden. Dennoch war es für Gina belastend, sich in dieser für sie schönen, aufregenden, aber auch verletzlichen Lebensphase wieder verstärkt mit MRP auseinandersetzen zu müssen. Darüber hinaus ließ sie und ihren Ehemann eine Erfahrung aus dem Krankenhaus nach der Geburt verunsichert zurück:

»[Mein Mann] hatte mir auch eine Story erzählt aus dem Krankenhaus. [...] Da hätte die Hebamme anscheinend zu ihm gesagt: »Ihr Kind werden Sie ja nicht verwechseln« oder so und (Pause) er wüsste aber nicht worauf sie das bezogen hätte, er hat dann auch

lange überlegt, hat sie das darauf bezogen, [...] weil er eben sozusagen auf mich kommt oder hat sie das gesagt, weil er einfach viele Haare hatte oder weil er ein Mal hatte [...] wir haben uns dann entschieden, das positiv auszulegen, sie meinte wahrscheinlich das Mal oder die Haare und nicht-, ja, dieses Asiatisch-Sein, das Nicht-Deutsch-Sein (Pause) aber sicher waren wir uns da nicht« (Gina, Mai 2021).

Der Sezierung des eigenen Kindes während der Schwangerschaft und bei der Geburt zu begegnen oder aber auch als Mutter nicht dem eigenen Kind zugeordnet zu werden, waren keine Seltenheit in den Lebensgeschichten. Darüber hinaus stellten diese Erlebnisse eine Wiederholung der MRP dar, die schon bei der eigenen Geburt der Frauen, Jahrzehnte vorher, stattgefunden hatten. Jedoch war nun im Erwachsenenalter die Verinnerlichung von MRP und dass Kinder von multi-rassifizierten Eltern daher auch eine ›Mischung‹ ergeben müssen, bei vielen Frauen stark verankert. Selbst *multi-rassifizierte Affekte* der ›Faszination‹ zu verspüren oder »*gespannt*« darauf zu sein, »*was in der Mischung*« herauskommt, war eine sehr häufige Formulierung hinsichtlich der dritten Generation. Die Sensationslust an multi-rassifizierten Körpern wurde erneut an den Körpern der eigenen oder anderer Kinder ausgelebt. Manche Frauen fanden auch »*Spaß*« darin, sich selbst aus Kindertagen mit den heutigen Kindern zu vergleichen. Dabei ging es häufig um ein Verlangen Wissen darüber zu erhalten, inwieweit sich »*das Asiatische*« weitervererben würde, wie einige Frauen es ausdrückten. »Rassentheoretische« Konstrukte des 19. und 20. Jh. fanden hier wieder breite Verwendung, was manche Frauen als ›faszinierend‹ zu affizieren schien. Andrea meinte:

»Ich weiß von mir, als ich mein Kind gekriegt hab, wie spannend das war, [...] alle haben uns so gefeiert! Alle haben immer gesagt, ja, was ist das für ein Wunderkind?! Ja? Mit Mandelaugen und mit blonden Haaren, wo gibt's denn sowas?! Die Leute haben sich gefreut! Und was schön ist, man kommt tatsächlich immer ins Gespräch mit so 'nem Kind, weil die Leute viel offener sind und natürlich neugierig. Das waren sie aber auch schon als ich klein war und einfach wissen wollten, ja, was ist das denn jetzt, ne?« (Andrea, Mai 2021).

Die Rassifizierung offenbarende Frage »*Was ist das denn jetzt?*« bildete eine Kontinuität aus Andreas Kindheit bis zur Geburt ihres eigenen Kindes, auf deren Antwort die Fragenden einen Anspruch ausdrückten. Andrea erlebte die Zuschreibungen als Mutter ihres Kindes jedoch hauptsächlich als positiv und verbindend. Auch Katja meinte mit Hinblick auf ihre Tochter:

»Man hat eben die Hälfte noch was anderes in sich, was ich ja eigentlich auch ganz toll finde [...] meine Tochter, die hat hier auch diese flache Stirn, die flache Nase so'n bisschen, ne? Man ist eben anders, ist doch schön (lacht)« (Katja, Nov. 2020).

Katjas Beschreibung ihrer selbst und ihrer Tochter als »*eben anders*« klang so ähnlich an wie bei Andrea, dass das vermeintlich ›Besondere‹ an ihren Körpern als etwas Schönes, Positives oder auch Öffnendes in Bezug auf ihre Umwelt galt. Dies änderte allerdings nichts daran, dass die besondere Herausstellung dieser Körper weiter das Konstrukt »Menschenrassen« benötigt. Das sorgfältige Sezieren und Studieren körperlicher Ein-

zelteile und Gesichter erinnert an »Rassenkundeunterrichte« aus dem 20. Jh., dessen Lehrinhalte daraus bestanden, behauptete Unterschiede zwischen »Menschenrassen« diagnostizieren zu können (ebd., 53). Die Sezierung, Einteilung und Taxonomierung in MRP, die die Frauen selbst am eigenen Körper erfuhren, wurden in Relation zur nachfolgenden Generation selbstverständlich fortgeführt, da MRP in einer rassistisch strukturierten Gesellschaftsordnung weiter als »schlüssig«, »sinnvoll« bzw. auch als »faszinierend« erachtet werden. So führten viele Frauen die Einteilung ihrer Kinder in »nur noch ein viertel-koreanisch« weiter. Melly erzählte in diesem Zusammenhang:

»Für meine Tochter ist es auch oft Thema, wenn sie asiatisch aussehende Leute sieht, dann sagt sie: ›Guck mal Mama, die sehen koreanisch aus, vielleicht sind das koreanische Leute«. (Pause) Sie hat dann mit dem Nachbarsmädchen drüber gesprochen, dass sie halb-koreanisch sei-, sie ist natürlich nur 'en viertel, aber das kann sie noch nicht differenzieren, dass sie halb-koreanisch ist wie ich. Und da hat die Nachbarin gesagt, sie ist Halb-Dänin und dann meinten sie: ›Ja! Wir sind gleich!« Total niedlich [...] hat mich sehr gefreut das zu hören aus dem Nachbarzimmer« (Melly, Mai 2021).

Melly betonte bei der Erziehung ihrer Tochter, wie wichtig es ihr war, so viel wie möglich von ihren koreanischen Verbindungen weiterzugeben, ob über Sprache, Essen oder Musik. Wenn ihre Tochter aber kein Interesse daran zeigte, fühlte sie sich verletzt. Ein Gefühl, das sie gleichzeitig als ungerecht gegenüber ihrem Kind empfand und daher stets versuchte die Befürwortung oder Ablehnung ihres Kindes einfach zu akzeptieren, da sie somit zumindest eine Grundlage für die koreanischen Verbindungen im Alltag beigebracht hatte, wie sie sagte. Daher Freude zu empfinden, wenn sich ihre Tochter mit einem ›halb-koreanisch-Sein‹ identifizierte und es zugehörigkeitsstiftend zwischen ihr und dem Nachbarskind einsetzte, ist in diesem Kontext zu betrachten. Ein Grund zur Freude wäre es auch für Diana gewesen, die fest mit dem sogenannten »Mongolenfleck« bei ihrem Kind gerechnet hatte, aber dann »enttäuscht« wurde:

»Dieser Mongolenfleck-, ich weiß nicht, ob du den auch bei der Geburt hattest, aber wenn man koreanischer Abstammung ist, hat man bei der Geburt diesen blauen Fleck, der dann verschwindet [...] Ich war sehr enttäuscht als mein Kind geboren wurde, dass es keinen Mongolenfleck hatte, also, ich hab damit zu 100 % gerechnet, dass der 'nen blauen Fleck über'm Po hat (Pause) und das war bei ihm dann gar nicht mehr so-, bei meinem Sohn der halt halb-deutsch, ein viertel-spanisch und ein viertel-koreanisch ist-, aber das ist natürlich auch völlig in Ordnung.« (Diana, Jun. 2021).

Der »Mongolenfleck« findet seinen Ursprung im 19. Jh. im westlichen medizinischen Diskurs, der Blumenbachs »mongolische Rasse« aufgriff. Die Rassifizierung der »asiatischen« Region wurde über zugeschriebene »Beschaffenheiten« oder »Erkrankungen« vorangetrieben, wie die »Mongolenfalte«, der »Mongolenfleck« – dessen früherer Name »congenital stigmata« war – oder »Mongolismus«, heute mit Trisomie 21/Down-Syndrom bezeichnet⁵ (Keevak 2011, 101, 112). Jedoch ist dieses Wissen nicht leicht zugänglich

5 Für eine ausführliche Besprechung der Entstehungsgeschichte dieser rassifizierten und pathologisierten Merkmale, die ab Mitte des 19. Jh. dazu dienten, die Verbindung zwischen »Menschen-

bzw. wird es weiterhin durch gesellschaftliche Autoritätspersonen wie Kinder- oder Augenärzt*innen re-produziert und legitimiert (vgl. ebd., 113), wie mir einige Zeugnisse der Frauen bestätigten⁶. Aus dieser Perspektive kann der Fleck als unzweifelhaftes Merkmal für ostasiatisch rassifizierte ›Eindeutigkeit‹ betrachtet werden, der bei An- oder Abwesenheit für Freude oder Enttäuschung wie bei Diana sorgte. Auch weitere Frauen drückten aus, dass sie befürchteten bzw. es bedauern würden, wenn man »das Koreanische« bei ihren Kindern nicht mehr ›sehen‹ würde. Diese aufschlussreichen Aussagen legten Ängste vor »Verwässerung« und Sehnsüchte nach vermeintlicher »Reinheit« in MRP offen, die als multi-rassifiziertes Elternteil eintreten konnten (vgl. Haritaworn 2012, 129). Michaela meinte dazu:

»Vielen in der dritten Generation sieht man das Koreanische gar nicht mehr an, wenn man's nicht weiß [...] tatsächlich habe ich das nicht als was Positives aufgefasst, sondern-, man hat ja diesen kulturellen und ethnischen Hintergrund von zwei verschiedenen Kontinenten, was ja eigentlich 'en Geschenk ist und wenn das verlorengeht, dann (Pause) ist das auch schade, [...] weil's doch 'ne ganz spannende Mischung ist. [...] Das kann man auch einem gerne ansehen« (Michaela, Feb. 2021).

-
- rassen« und der menschlichen Evolution zu kreieren, s. Keevak 2011. Die Bezeichnung »Mongolenfleck« geht auf den damals in Japan tätigen deutschen Arzt Erwin Bälz zurück, der 1833 einen einflussreichen Essay über »japanische Anatomie« veröffentlichte. Darin wurden nicht nur die »Mongolenfalte«, »flache Nasen« und »gelbe Hautfarbe« als rassifizierte Merkmale eingeführt, sondern auch besagter bläulicher Fleck, der bei Neugeborenen am unteren Rücken auftritt (ebd., 108). Bälz rief also den »Mongolenfleck« ins Leben, der nach ihm auch in China und bei »halb-japanischen, halb-europäischen« Kindern festzustellen sei, außer bei Kindern mit »blonden Vätern« (ebd., 109). Bälz löste zahlreiche Studien zu dem Fleck aus, die im 20. Jh. intensiv verfolgt wurden. Führende Anthropologen mutmaßten über die Herkunft des Flecks. Einige gingen davon aus, dass er bei der »Verunreinigung« von »weißem Blut« durch »schwarzes Blut« entstehen würde. Andere vermuteten bei der Feststellung des Flecks in der »weißen Rasse«, dass dies eine ferne Wirkung »gelben Blutes« indizierte, die auf die Invasion Europas durch die Hunnen zurückginge (ebd., 111). Dies wurde als Gefahr für die »Rassenhygiene« in Deutschland erachtet, weshalb Pseudo-Wissenschaftler wie Baur, Fischer und Lenz 1921 in »Grundriss der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene« auf den »mongolischen Einfluss« auf die »arischen« Europäer*innen verwiesen, die davor geschützt werden müssten und ab den 1930er Jahren vor »Rassenmischung« warnten (ebd., 113).
- 6 So wurde Ella nach der Geburt ihres Kindes mittels dieser Begriffe durch ihre Kinderärztin auf den Fleck aufmerksam gemacht. Und Simone erzählte, dass ihre Augenärztin sie so schon einmal angesprochen hatte: »Mongolenfalte wird die medizinisch genannt, das hat zum ersten Mal meine Augenärztin zu mir gesagt [...] also, diese Schlitzaugen, das ist ja schon anders ausgebildet [...] bei 'ner Untersuchung war das-, Sie haben hier-, oder so- [...] da wurde es mir wieder so bewusst, ne, weil- [...] ich hab mich ja z.T. nicht mal so gesehen, dass ich anders aussehe« (Simone, Feb. 2021). Für eine ausführliche Besprechung der »Mongolenfalte« – auch als »Epikanthus medialis« im medizinischen Sprachgebrauch bekannt – s. Keevak 2011. Im 19. wie 20. Jh. bemühten sich Anthropologen und Augenärzte darum, die »Mongolenfalte« als »Entwicklungs- und Erbfehler« herzustellen (ebd., 107). Simones Aussage in diesem Zusammenhang wirkte jedoch entlarvend. Sich selbst habe sie lange Zeit »nicht mal so gesehen«. Erst die augenärztliche Begutachtung schien Simone die andere Ausbildung ihrer Augen zu verdeutlichen. Jedoch war es genau umgekehrt die Herstellung durch die Ärztin, die Simones Augen als anders re-produzierten, wofür die Ärztin ein jahrhundertaltes, pseudo-wissenschaftliches und rassistisches Konzept bemühte.

Michaela griff in ihren Überlegungen viele Themen auf, die auch weitere Frauen äußerten. Ihre Vorstellung einer Verringerung einer rassifizierten Zuordnung bei der dritten Generation und diese »*nicht als was Positives*« aufzufassen, demonstrierten ihr Wissen um die täglichen Rassismuserfahrungen, die bei einer ›eindeutigeren‹ Rassifizierung weniger unvermeidbar waren und Michaelas Aufwachsen beeinflusst hatten. Heute jedoch – als Erwachsene – befanden Michaela und auch weitere Frauen im Rückblick und in Relation zur dritten Generation, dass »*das Koreanische*« aber ›eigentlich‹ etwas Positives, ein Vorteil oder ein »*Geschenk*« sei, das man der dritten Generation auch »*gerne ansehen*« könne. An dieser Stelle ist aufschlussreich, inwiefern die ›natürliche‹ Gegebenheit rassifizierten Aussehens re-produziert wurde. Denn »*das Koreanische*« zu ›sehen‹ oder nicht (mehr) ›anzusehen‹ liegt nicht etwa an der betrachteten Person, sondern bei den Betrachtenden. Schließlich fand die Verstetigung ›authentisch‹ rassifizierter Zugehörigkeiten hiermit ihre nächste Ebene: Inwiefern gelten Menschen der dritten Generation als ›koreanisch? Und wer entscheidet darüber? Menschen der dritten Generation? Oder wieder ihre Eltern?

Die MRP bzgl. eigener Kinder wirkten sich noch in einer weiteren Dimension auf die Gefühlslage der Frauen aus, z.B. in der Sorge sich über das ›weniger koreanische‹ Aussehen mit Kindern weniger verbunden zu fühlen. Denn das »*Merkwürdige*« bei multi-rassifizierten Personen sei, wie Maiké ausdrückte, dass sie »*als Halb-Koreanerin niemals das gleiche Schicksal*« weder mit ihren Eltern noch mit ihren Kindern teilen könne, »*da jede weitere Generation wahrscheinlich niemals mehr halb-koreanisch, sondern eben viertel-koreanisch sein wird*«. Anke war sich auch sicher, dass eigene Kinder »*wieder nicht so aussehen wie wir [...] außer wenn wir jetzt mit Halb-Koreanern-, dann würde genau die gleiche Mischung rauskommen*«. So erhielt Mi-jin einen ersten Eindruck dieses Gefühls nach der Geburt ihres Neffen. Sie erzählte:

»Mein Neffe-, der ist blond und blauäugig und ich war (Pause) nicht schockiert (lacht) aber überrascht und vielleicht-, enttäuscht ist nicht das richtige Wort, aber es geht so'n bisschen in die Richtung und- (Pause) ich liebe meinen Neffen total, deswegen ist enttäuscht erst recht nicht das richtige Wort, weil das ist einfach unmenschlich! Aber (Pause) für mich entsprach das null meinen Erwartungen. Ich hab mir immer vorgestellt, wenn ich 'en Baby bekomme, dann kommt das schon mit schwarzen Haaren auf die Welt. [...] Mein Partner und ich sind 'ne ähnlich genetische Konstellation wie meine Schwester und ihr Freund und musste mich dann damit auseinandersetzen, dass es bei uns auch sein könnte [...] Ich glaube, was dieses bisschen negativ behaftete Gefühl hervorruft, ist- (Pause) das lässt sich ganz gut dran erkennen, wie meine Mutter reagiert hat. [...] Meine Mutter hat das halt ganz klar gesagt, mein Neffe bzw. ihr Enkel, erkennt nicht, dass ich seine Großmutter bin und dass ich deine Mutter bin, weil (Pause) ich anders aussehe« (Mi-jin, Feb. 2021).

Der stark affektive Einfluss von MRP in der dritten Generation auf familiäre Beziehungen und welche neuen Hierarchien MRP eröffneten, war hier eindeutig nachzuverfolgen. Mi-jin sagte:

»Das hat mir so leidgetan-, das muss so'n Schmerz sein für meine Mutter, das zu denken [...] ihr Enkel sieht sie als Fremde, als Ausländerin, das muss wahrscheinlich voll auch

Erinnerungen getriggert haben und die Connection ist einfach anders, als wenn man davon ausgehen kann, aufgrund des Aussehens werden wir ungefähr ähnliche Lebenserfahrungen machen [...] und nicht in dieser Heftigkeit, aber vielleicht ist das auch so'n bisschen der Grund für meine Reaktion, [...] dass ich die Befürchtung-, dass es bei meinem eigenen Kind eben- [...] also, darauf wär ich (Pause) auch nicht so gut vorbereitet. Zumindest weiß ich das jetzt mit dieser Erfahrung und kann mich mental drauf vorbereiten, (Pause) schon bisschen emotionale Vorarbeit leisten (Pause). Das ist schon crazy, ne?! Und alles nur wegen dieser bildlichen Repräsentation (Pause) aber sie hat halt Gewicht. [...] Ich glaube, dass es in zwei Richtungen gehen kann, zum einen vielleicht auch Erleichterung, [...] dass das Kind noch besser verschmelzen kann mit der Masse [...] aber ist ja auch subjektiv. [...] Ich glaube, ich würde mir schon eigentlich wünschen mit Kindern da auch was teilen zu können« (Mi-jin, Feb. 2021).

Mi-jin fuhr fort, wie überrascht sie über diese Gefühle gewesen war, die bis zur Geburt ihres Neffen im Unterbewusstsein gelegen hätten. Sie lenkte ein, dass es sich für sie bei der Geburt eines eigenen Kindes alles noch anders herausstellen könnte. Zum Zeitpunkt unseres Treffens war sie aber eher von der Befürchtung geprägt, dass unterschiedliche Rassistifizierungserfahrungen in Relation zu eigenen Kindern Auslöser für Verbundenheits- oder Distanzgefühle sein könnten. Andererseits könnte aber auch ein Gefühl der Erleichterung entstehen, wenn ihr Kind als *weiß* wahrgenommen werden würde. Im Gegensatz dazu trat bei Dinah bei diesem Gedanken keine Erleichterung, sondern vielmehr Traurigkeit ein. Bewegte drückte sie aus:

»Mein Partner ist *weiß* und ich denk darüber sehr viel nach [...] falls wir jemals Kinder haben, hab ich das Gefühl-, was auch super-problematisch ist, aber dass ich so ein (Pause) white supremacist Euthanasie-Programm betreibe. [...] Das denk ich manchmal-, dass ich-, falls ich Kinder habe (beginnt zu weinen) werden die ja noch *weißer* als ich und dass ich das Asiatisch-Sein verliere und aussterben lasse, was total problematisch ist und ich mir sehr bewusst bin wie rassistisch dieses Denken in diesem Rassen-System-, diese Denkweise ist, aber ja, das denk ich manchmal (weint)« (Dinah, Apr. 2021).

Dinahs tiefe Traurigkeit beim Gedanken an Kinder mit ihrem Partner und ihre gleichzeitige Problematisierung ihres Denkens und Fühlens »in diesem Rassen-System«, zeigten ein schweres und komplexes Dilemma auf, mit dem sie hier rang. Einerseits Rasse als Konstruktion zu begreifen und die gewaltvollen Folgen daraus einzuordnen und andererseits intensive Gefühle in Anbetracht eigener Kinder zu erleben, die womöglich *weiß* gelesen werden könnten, lösten diese Traurigkeit in Dinah aus. Die Traurigkeit entstand aus der Realisierung wie tief die rassistische Einteilung der Welt auf affektiver Ebene und insbesondere *multi-rassistifizierte Affekte* wirkten, da Dinah die hier beschriebenen Ängste und Sorgen auf so intensive Weise erlebte und daraus keinen Ausweg fand. Auch Clara meinte dazu:

»Wenn ich in das Gesichtchen meiner kleinen Nichte schaue und- (Pause) wieder dieses blöde Tortendiagramm in einem aufplopt, ne, oder wenn ich an mich denke und an meinen Partner, wie wird dieses Tortendiagramm am Ende ausfallen? [...] Wird es 'ne

Auseinandersetzung geben (Pause) mit mir und meinen Erfahrungen? [...] Wie würd ich diesen Austausch bei meinen Kindern oder meiner Nichte fortsetzen? (Pause) Tja (lacht kurz und ermüdet auf) [...] ich kann mir gut vorstellen, es wird diese Brüche geben, es wird diese Traurigkeit geben-, es wird aber auch Freude geben und vielleicht auch Ratlosigkeit [...] was wird man einmal draus machen, ja?» (Clara, Mai 2021).

Clara brachte die relevanten Dimensionen von MRP auf den Punkt, die sie in der Rolle als Mutter erwarten würde. Denn sie benannte hier das komplexe Unterfangen, einerseits den Glauben an eine verlorene ›Authentizität‹ kritisch zu hinterfragen und andererseits Wege zu finden, um (gewaltsame) Verluste betrauern zu können (vgl. Haritaworn 2012, 130).

Mit Blick auf die Kindererziehung, die Clara hier bereits anklingen ließ, kamen bei vielen Frauen Ängste, Sorgen und Druckgefühle auf, »so viel Koreanisches« wie möglich weitervermitteln zu wollen, dazu sich aber nicht in der Lage sahen, wie Vanessa formulierte:

»Wenn ich an meine Kinder denke-, oh Gott! Ich will denen eigentlich so viel Koreanisches vermitteln wie meine Mutter mir auch, aber ich kann das natürlich gar nicht (Pause) weil ich es nicht-, weil ich keine ganze Koreanerin bin (lacht) und ich dann denke, oje, ich find das total schade (Pause) wie viel dann wahrscheinlich (Pause) verlorengeht (Pause) ja (Pause) krass!« (Vanessa, Mai 2021).

Vanessa war selbst überrascht über ihre Gefühle, die ihr davor nicht bewusst gewesen seien. Wer ›authentisch‹ koreanisch sei und darum das ›echte‹ Wissen ›richtig‹ weitergeben konnte sowie das Motiv des Verlusts traten hier stark in Erscheinung. Der defizitäre Blick auf das eigene ›Koreanisch-Sein‹ traten in dieser Lebensphase damit wieder besonders hervor. Bei Frauen aus *Dual-minority*-Familien, wie Maike, verkomplizierten sich die Gedanken an die Kindererziehung um ein Vielfaches. Maike fühlte sich jetzt schon bedrückt:

»Obwohl ich noch nicht über Kinder richtig nachdenke, hab ich so bisschen Ängste, weil-, ich will, dass die alle Sprachen können, aber das geht ja gar nicht. (lacht) Mein Freund ist Halb-Iraner-Kanadier, also, wir wissen gar nicht wie wir das machen würden« (Maike, Mai 2021).

Maikes Verweis darauf, sich jetzt schon mit solcherlei Ängsten auseinanderzusetzen, gaben auch andere Frauen ohne Kinder wieder. Der zentralste Punkt in allen Zeugnissen in diesem Zusammenhang war meistens die koreanische Sprache. Stellvertretend dafür zitiere ich Lily:

»Mein Riesending ist immer Sprache, weil das das ist, wo ich mir am meisten wünsche, dass es anders gewesen wäre. [...] Ich hör immer das Argument, ja, aber dann entwickelt sich die dominante Sprache nicht richtig und dann hat das Kind Schwierigkeiten in der Schule, im Sozialleben-, halte ich für Blödsinn ehrlich gesagt. [...] Dadurch hat man weniger Hemmungen auch mit der Kultur zu interagieren [...] auch beibringen, dass das Kind damit umgehen kann, wenn (Pause) unfreundliche oder rassistische Sa-

chen oder Handlungen-, dass man das Kind vielleicht bisschen drauf vorbereitet, [...] dass das Kind nicht das Gefühl hat, damit alleine fertig werden zu müssen« (Lily, Mai 2021).

Lily begann bei ihren Überlegungen mit dem Thema der minorisierten Sprachen in multi-rassifizierten Familien. Ihren Erfahrungen entsprechend war ihr die Weitergabe der Sprachen deshalb so wichtig, um einen Grundstein für einen weniger gehemmten Zugang im späteren Lebensverlauf zu legen. Viele Frauen teilten Lilys Überlegungen, auch wenn sie dabei ausdrückten, dass dies »hohe Töne« seien und verunsichert darüber waren, ob sie dies einmal in der Kindererziehung so umsetzen können würden. Vom Thema Sprache leitete Lily auf den Umgang mit Rassismus innerhalb der Familie über, worauf ich abschließend eingehe.

Für die belastenden Erfahrungen von multi-rassifizierten Familien gibt es auch heute nur wenige Beratungsangebote in Deutschland. Mit Greta besuchte ich ein Online-Festival, das an multi-rassifizierte Menschen in den USA gerichtet war. Bei unserem Treffen danach erzählte sie, dass es ein »cooles« Gefühl war, dass »es schon etwas gibt«, weshalb sie Links und Infomaterial des Festivals gleich an ihren Bruder und seine jüngst gegründete Familie weitergeleitet hatte. Es war ihr wichtig, als Tante und Vertraute für die Kinder ihres Bruders da zu sein, denn: »Das hätte ich mir gewünscht, das Gefühl, dass ich nicht alleine bin, und alleine herausfinden muss, alleine Strategien finden muss [...] einfach das Gefühl zu geben, sie können mit mir reden, denn [...] mit Multi-Rassifizierung sich auseinanderzusetzen ist 'ne krasse mentale Leistung«. Das Thema Einsamkeit wurde vor diesem Hintergrund wieder stark benannt. Aus eigener Erfahrung war sie sich bewusst, wie mental fordernd und isolierend es war (ist), allein mit MRP und Rassismus Umgangsweisen finden zu müssen. Jenny sprach mit Blick auf ihre beste Freundin – die einen Sohn hatte, der anti-Schwarzen Rassismus und MRP erfuhr – davon, was sie sich von ihren Eltern gewünscht hätte und damit für ihre zukünftigen Kinder wünschte:

»Was ich bei Kindern heute sehe-, also, ich bin valide, ich wurde schon immer mal so bestätigt usw. und deswegen kann ich auch ruhig mal sagen, wenn mich was stört (Pause) und es ist nicht so, dass ich früher nicht gelobt wurde als Kind (Pause) aber mir fehlte das irgendwie, [...] dass ich halt erst gucke-, bis heute (Pause) gucke und beobachte, hat das jetzt hier irgendwie seinen Platz, (Pause) dass ich jetzt diesen Raum einnehme und sage, damit fühle ich mich nicht wohl?« (Jenny, Apr. 2021).

Wenn sie an ihre beste Freundin dachte, die die Auseinandersetzung mit den Rassismuserfahrungen ihres Kindes als lebensbegleitendes Thema betrachtete, sagte sie:

»Neid ist nicht der richtige Ausdruck (lacht) aber (Pause) ich wünsch mir das auch (lacht) rückwirkend, ich find das sooo toll [...] zu wissen, meine Mama hält zu mir, (lacht) verteidigt mich, beschützt mich. [...] Ich glaube, das braucht man einfach, wenn man Rassismuserfahrungen macht und am besten halt nicht nuur von den Eltern oder die Bezugspersonen, die man hat [...] aber-, die müssen wissen, dass der Umgang mit Rassismus nicht auf der Entscheidung beruht, ob ich das ernst nehmen will oder nicht, ob ich empfindlich sein will oder nicht. (Pause) Sondern, dass es Langzeitfolgen hat und dass das Gewalt ist (Pause) und müssen sich entsprechend damit involvieren

und sich nicht gemütlich rausziehen. (Pause) Das hab ich wirklich so doll begriffen jetzt, (lacht) dass ich mir jetzt z.B. auch Gedanken um die *weißen* Kinder meiner Freunde mache, die ich total lieb hab (Pause) und mich frage, wie kann ich Rassismus mit denen thematisieren, kann ich das? Und wenn ja, wie?« (Jenny, Apr. 2021).

Auch wenn es die Rassismuserfahrungen selbst nicht weniger rassistisch macht, drückte Jenny an dieser Stelle aus, welchen grundlegenden Unterschied es machte, in den Erfahrungen nicht allein gelassen zu werden, auch wenn Eltern oder weitere Bezugspersonen nicht von MRP betroffen sind. Der wesentliche Unterschied hierbei lag darin, für die eigenen Erfahrungen und Gefühle Glauben zu erhalten und anerkannt zu werden, was sich gegen *affektives Gaslighting* stellen und den doppelten Ausschluss wie affektiven Orientierungsverlust verringern kann. So sagte auch Mona mit Blick auf ihren Neffen hierzu:

»Ich weiß auch bis heute nicht, wie man gut reagiert in solchen Situationen, man ist selber ja wie vor'n Kopf geschlagen, aber dass man das wenigstens hinterher thematisiert, wenn man in der Situation nicht gut reagieren konnte (Pause), dass man unter sich nochmal 'ne Auseinandersetzung mit findet« (Mona, Jun. 2021).

Zum Schluss dieses Unterkapitels soll verdeutlicht werden, welche prägende Dimension noch mit Gedanken an die dritte Generation verbunden waren, was zum nächsten und letzten Unterkapitel überleitet, das die Zukunftswünsche und -sorgen präsentiert. Denn verbunden mit den nachfolgenden Generationen war auch eine Hoffnung auf eine ›Rassismus-freie‹ Zukunft, die durch die Vermehrung multi-rassifizierter Menschen eingeläutet würde. Anja meinte dazu:

»Im besten Falle is'es ja irgendwann so, dass wir alle (Pause) so aussehen, dass man nicht mehr genau weiß, was ist denn da alles drin, mal so platt gesagt, ne? Dass es einerseits gar nicht mehr so wichtig-, außer für einen persönlich, wenn man noch Bezug herstellen möchte, aber dass es einfach viel durchmixter wird und nicht halb-koreanisch, halb-deutsch, sondern eben viertel-das und dann noch die anderen ganzen Sachen (lacht) die da hinzukommen hoffentlich« (Anja, Mai 2021).

Julia meinte dies schon im Kindergarten ihrer Kinder verwirklicht zu sehen, in dem »*der asiatische Einschlag*« schon oft vorzufinden sei und dadurch nicht mehr auffällig erschien:

»Hier in Hamburg ist auch alles so multi-kulti. [...] Der beste Freund meines Sohns ist auch viertel-thailändisch, die haben 'en ganz anderes Selbstverständnis-, das ist egal, wo die jetzt herkommen, ist einfach gar kein Thema [...] allein in der KiTa-, da ist ein halb-dänisch, halb-japanischer Junge oder ein viertel-koreanisches Mädchen« (Julia, Jun. 2020).

Die Sehnsucht nach einer ›multi-kulti‹ Zukunft⁷, in der Rassismus aufgrund zahlreicher multi-rassifizierter Menschen keine Rolle mehr spielen würde, wird aufgrund des höchst internalisierten biologistischen Rasse-Verständnisses und der jahrzehntelangen Ausschluss- und Isolationserfahrungen durch MRP verständlich. Hieran wurde stark verdeutlicht, wie Rassismus als Ideologie sich je nach Historie und Kontext auf flexiblen, fast unmerklichen Wegen neu anpasst und weiter wirkt. Denn anhand der Vorstellung einer Welt, die – »wie von selbst« – »viel durchmixter wird«, kann der aktive Abbau rassistischer Strukturen ignoriert bzw. eine vermeintlich ›Rassismus-freie‹ Welt nur auf privater Ebene in die Zukunft oder in bestimmte Großstädte der Gegenwart imaginiert werden. Außerdem erfordert diese Vorstellung nicht nur ein *Doing happy mixed race*, sondern auch wieder die Re-Produktion von *Anderen*, die sich nicht ›genug‹ vermischen würden (s. 5). In einer rassifizierten Gesellschaftsordnung ist jedoch der Wunsch nach der Präsenz vieler multi-rassifizierter Menschen von vielen Frauen geäußert wurden, die damit u. a. ihre Zukunftswünsche ausdrückten, wozu ich abschließend übergehe.

8.3 Zukunftswünsche und -sorgen

»So 'ne Sehnsucht nach Menschen-, die so sind wie man selbst« (Rosa)

Mit Hinblick auf die Wünsche und Sorgen für die nahe oder entfernte Zukunft waren verschiedene wiederkehrende Muster bei den Treffen mit meinen Gesprächspartnerinnen vorzufinden. An den Anfang setze ich den am meisten geäußerten Wunsch danach, anderen Menschen begegnen zu wollen, die ihnen ähnlich sähen, was damit wiederum MRP seitens der Frauen erforderte. So wurde deutlich, dass erst in einer rassifizierten Welt solch ein starkes Bedürfnis erwachsen konnte. Als nächsten Wunsch äußerten nahezu alle Frauen (wieder) einen stärkeren Bezug zu Korea schaffen zu wollen. Wege, diese

7 Diese Vorstellung wird zusätzlich durch Unternehmen wie »23andMe« oder »Ancestry.com« genährt, die Millionengeschäfte damit machen, Privatpersonen anzubieten, anhand ihrer Speichelproben über DNA-Tests u. a. die »Ethnien« ihrer Ahnen ermitteln zu können. Nika meinte dazu: »Der Datenteil-, weiß nicht, ob das so repräsentativ ist, ich glaube, manche Ethnien sind unterrepräsentiert [...] es ist halt eher so'n bisschen Lifestylequatsch [...] andererseits finde ich es wieder sehr, sehr schön, weil es gibt diese Videos, wo die Leute dann sagen, ich bin auf keinen Fall das und das! [...] Wenn sie dann merken-, woow! Wir sind doch eigentlich alle-, und das, was ich ausgeschlossen habe, bin ich auch-. Also, ich finde, wenn es dazu führt, dass sich Leute besser verständigen oder sich als internationaler sehen, dann finde ich das sehr, sehr schön, dass es halt diese Vermischungen (lacht) gibt und auch wenn ich das sehe bei meinen Kindern in der Schule, es gibt so viele, die bisschen asiatisch aussehen, bisschen deutsch aussehen, bisschen alles Mögliche und das finde ich eigentlich sehr, sehr schön« (Nika, Okt. 2020). Auch wenn Nika Dienste wie »23andMe« kritisch einordnete, wurde in ihrer Aussage deutlich, wie tief der Wunsch nach einer ›vermischteren‹ und damit vermeintlich ›Rassismus-freieren‹ Welt sitzen konnte, der auch in vielen emotionalen Videos, von denen Nika sprach, ausgedrückt wird (s. hierzu die Werbekampagne von »Momondo«, einer Reisesuchmaschine von 2016: AncestryUS 2016; Kröger 2019). Jedoch ist es ein Trugschluss, da diese Vorstellung einer ›harmonischeren‹ Welt, in der sich »Leute besser verständigen oder sich als internationaler sehen« weiterhin auf biologistischen »Rasse«-Definitionen aufbauen muss, was z. B. Kröger als »biologisierten Antirassismus« beschreibt (ebd.). Gene, Rasse und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten werden von diesen Diensten auf höchst gefährliche Weise wieder unentwirrbar miteinander verbunden und stabilisiert; ganz abgesehen vom fraglichen Datenschutz bei der Sammlung der Speichelproben (Der Spiegel 2023c).

Verbundenheit herzustellen, fanden sich z. B. über koreanisches Essen, was aber auch zu Unsicherheit und besonderen affektiven Anstrengungen führte. Zuletzt gehe ich auf die Sorgen um die eigene Gesundheit und die Gesundheit der Eltern ein.

Sich selbst in anderen Menschen wiedererkennen zu wollen, war eine der stärksten geäußerten Wünsche bei fast allen Frauen (vgl. McWatt 2019, 106). Rosa drückte dies so aus:

»Ich hab da Träume drüber gehabt, dass ich jemanden treffe, der genauso aussieht wie ich, wirklich geträumt! [...] Ich hab Jahre damit verbracht (lacht) halb-koreanische Schauspielerinnen, Models-, Sänger zu googeln, ganz, ganz, ganz intensiv [...] gibt's jemand, der mir ähnlich sieht? Wo ich so'n Bezug schaffen kann?? [...] Ein Gefühl von Verbindung und jemand zu haben, der einfach so ähnlich ist wie man selber, weil es (Pause) passiert nicht so häufig, ne? [...] So 'ne Sehnsucht nach Menschen-, die so sind wie man selbst (lacht) weil man dann nicht mehr so alleine ist und sich nicht so isoliert fühlt [...] wahrscheinlich so'n menschliches Bedürfnis-, weiß nicht« (Rosa, Mai 2021).

Rosa hatte keine Geschwister und bis heute mit Anfang dreißig nie Kontakt zu weiteren multi-rassifizierten Frauen der koreanischen Folgegenerationen. Sie sagte mir, dass ich »die erste Halb-Koreanerin« sei, die sie getroffen habe. Doch nicht nur diese Form der Isolation ließ die Frauen nach anderen multi-rassifizierten Personen mit koreanischen Bezügen suchen. Auch Nadja, die zwar Kontakte zu multi-rassifizierten Freund*innen mit ostasiatischen Bezügen pflegte, war es immer wieder ein Bedürfnis nach Personen zu googeln, die ähnlich wie sie multi-rassifiziert wurden. Jedoch stockte sie jedes Mal wieder, wenn sie das Bedürfnis verspürte, da sie über keinen geeigneten Begriff verfügte, den sie bei Google eingeben konnte. Nadja erzählte, dass sie dann zufällig dem Hashtag #Wasian Check (white and asian) auf dem Videoportal TikTok begegnet war (vgl. King-O'Riain 2022), unter dem sich Menschen mit süd-/ostasiatisch-weißen Elternteilen vorstellen. Beim Anschauen der Videos fühlte sie sich so:

»Das war das erste Mal in meinem Leben, dass ich so viele Leute, die ich plötzlich auf einmal gesehen habe-, die so aussehen wie ich [...] ich find, das wird immer total unterschätzt, dass du keine anderen Leute kennst, die so aussehen wie du, weil [...] ich kenn keine anderen Leute, die so aussehen wie ich, weil meine Eltern sehen nicht aus wie ich (lacht)! Das ist krass! [...] Und diese Art von Bestätigung einfach, ich glaube, das ist ein ganz gutes Wort, um das zu beschreiben-, weil ich war ja immer die Einzige (wird lauter), in fast allen meinen Umfeldern, die so aussieht wie ich [...] dass ich mich komisch fühle, als was Außergewöhnliches, sowas Anormales, so 'ne Sonderheit bin-, sondern dass es halt andere gibt, die auch so sind wie ich und rational weiß ich natürlich, dass Aussehen eine der unwichtigsten-, oder am wenigsten bestimmenden Dinge sind, die so Gemeinschaft ausmachen, aber-, es fühlt sich trotzdem gut an, diese Art von Bestätigung zu bekommen, weil ich sie sonst nie kriege, also ich treff so selten Leute, die aussehen wie ich« (Nadja, Nov. 2020).

Nadja drückte eindrücklich aus, was viele Frauen zu empfinden schienen, nämlich wie ein Bedürfnis von ihrer Umwelt und teils auch von ihnen selbst unterschätzt wurde, wei-

tere Menschen zu kennen, »die so aussehen wie du«, wie Nadja formulierte, und damit die Bestätigung zu erhalten, sich nicht »als was Außergewöhnliches« zu empfinden.

Ein zentrales Ergebnis dieser Arbeit bestand somit aus dem Wunsch meiner Gesprächspartnerinnen in ihren Lebenserfahrungen als multi-rassifizierte Frauen nicht allein sein zu wollen oder einmal »in der Masse untergehen zu können«, wie manche Frauen dieses Bedürfnis schon in der Kindheit beschrieben hatten⁸. Greta wurde kürzlich durch einen Workshop auf die Frage gestoßen, inwiefern sie sich in der Öffentlichkeit repräsentiert fühlte:

»Da gab's ne Frage-, gibt es Werbung mit Menschen, die so aussehen wie du [...] und ich dachte so: Nein! (lacht) Gerade fällt mir wirklich niemand ein und sobald es eine andere Person gibt, die so ist wie ich [...] darin seh ich mich selber, ne? Es ist irgendwie 'ne Legitimation der eigenen Person [...] dass man existiert und dass es wahrgenommen wird« (Greta, Feb. 2021)⁹.

Dem Gefühl der Illegitimität konnte – wie Greta und Nadja sagten – dadurch begegnet werden, anderen Personen zu begegnen, die die multi-rassifizierte Erfahrung teilten. Einen ähnlichen Zugang fand Mara. In der südkoreanischen Dramaserie »Itaewon Class« wird ein multi-rassifizierter Nebendarsteller wiederholt in die schmerzliche Situation gebracht, seine koreanische Zugehörigkeit unter Beweis stellen zu müssen, da ihm nicht geglaubt wird, dass sein Vater Koreaner ist. Mara war eine Szene besonders in Erinnerung geblieben: »In einer Szene schreit er-, 난 한국 사람이야 (nan hanguk saram-iya, ich bin Koreaner)!!! Und ich kann diesen Schmerz so nachempfinden!«. Die Frauen suchten so auf verschiedene Weisen nach der Bestätigung ihrer Erfahrungen und Wahrnehmungen dieser als legitim. Dazu gehörten auch multi-rassifizierten Prominenten auf Instagram, der

-
- 8 Diesem Bedürfnis wurde auf unterschiedliche Weise von den Frauen nachgegangen. Für Emma ging dies u.a. mit Barbiepuppen einher und sich in ihnen gespiegelt sehen zu wollen. Als mir Emma bei einem unserer Treffen Tagebücher und Fotos gezeigt hatte, stellte sie noch eine ostasiatisch rassifizierte Barbiepuppe vor, die sie im Teenager-Alter von Freunden geschenkt bekommen hatte. Sich in der Barbiepuppe spiegeln zu wollen, wurde schon in der Kindheit für Emma angelegt. Als sie im Teenager-Alter eine solche Bestätigung in der Barbie fand, erhielt die Puppe einen so hohen emotionalen Wert, dass sich Emma bis heute im mittleren Alter nicht von ihr trennen konnte. Dinah wiederum erhielt bereits als Kind eine Barbiepuppe aus Korea, die die koreanische Tracht trug. Dinah erinnerte sich jedoch: »Meine Freundinnen, die wollten die alle haben, die fanden die so toll und bei mir war's eher so-, das ist ja gar keine echte, richtige Barbie« (Dinah, Jun. 2021). Dinah war in unserem Gespräch traurig darüber, dass sie in der Kindheit so über die Puppe gedacht hatte. Dennoch zeigte ihre Empfindung, dass ihr als Kind schon bewusst war, dass es »richtige« Barbies gab, zu denen ihre Puppe aus Korea nicht gehörte.
- 9 Kaum öffentliche Repräsentation zu finden oder erst nach langwierigem Suchen, erstaunte auch Nadja. Während der Forschung beschäftigte sie sich persönlich eingehend mit diesem Thema. Aufgebracht teilte sie mir bei einem unserer Treffen mit: »Es ist doch eigentlich krass, dass wir gar nicht wissen wie viele Koreaner es überhaupt gibt in Deutschland, weil offiziell-, ich hab das genau nachgeguckt (lacht) offiziell sagen deutsche Behörden knapp 30.000, koreanische Behörden sagen über 30.000 [...] mit den Eingebürgerten sind's bestimmt 40.000 [...] und wer da auch nicht mit reingezählt wird, sind ja wir! Die Nachfahren, die dann halt deutsch sind und das nervt mich total, ich hab da ewig rumgegoogelt [...] auch in der akademischen Welt (lacht) dass es da nichts gibt [...] aber auch generell im Internet-, es gibt ja null Präsenz einfach von Leuten wie uns!« (Nadja, Nov. 2020).

Facebook-Gruppe »subtle mixed traits« oder Blogs zu multi-rassifizierten Erfahrungen zu folgen. Allerdings war festzustellen, dass die meisten genannten Methoden im nicht-deutschsprachigen Raum vorgefunden wurden, was eine wesentliche Hürde im Zugang zu diesen Informationen darstellt.

Schließlich gab es Frauen in der Forschung, die das Bedürfnis sich selbst in anderen zu sehen, bei sich erspürten, als sie durch Reisen in andere Länder damit konfrontiert wurden. Mit dem Erwachsenenalter ergaben sich für einige Frauen mehr Möglichkeiten zu verreisen. Hier erfuhren sie meist völlig anders rassifiziert zugeordnet zu werden als in Deutschland. Ein paar Frauen nannten folgende konkrete Orte, an denen sie ein komplett neues Gefühl erlebten. Beim ersten Treffen mit Mi-jin, kündigte sie mir gleich eine Erfahrung an, die sie unbedingt mit mir teilen wollte. Sie unternahm vor wenigen Jahren eine Reise mit einer Reisegruppe nach Kirgistan:

»Das war so ein krasses Gefühl! [...] Das war sooo ein-, das hatte ich noch nie [...] dass ich quasi näher an so 'ner äußerlichen Zugehörigkeit war. [...] Ich hatte noch nie so'n Gefühl [...] und die dachten immer, ich bin die Übersetzerin der Gruppe und haben mich immer auf Russisch oder Kirgisisch angesprochen [...] und dann dachte ich auch so, kraaaas! Wie tief sitzen diese Zugehörigkeitswünsche in einem drin, ne? Also, ich hätte gar nicht gedacht, dass mir das so viel bedeuten würde [...] was für ein Gefühl muss das sein, äußerlich zu 'nem Volk dazuzugehören und, ich mein-, es ist ja wahrscheinlich so in unserer DNA irgendwie drin, man will immer irgendwie zugehörig sein, aber ich hab's halt noch nie erlebt!« (Mi-jin, Jul. 2021).

Was Mi-jin hier beschrieb, erlebten weitere Gesprächspartnerinnen auf ähnliche Weise in Kambodscha, Marokko oder Mexiko. Darüber hinaus bildeten Kasachstan, Turkmenistan, die Mongolei, Alaska und Hawai'i Sehnsuchtsorte für viele Frauen, um das Gefühl zu erleben, das Mi-jin hier geschildert hatte. In Gesellschaften, zu denen keinerlei biographische Bezüge bestanden, »voll reinzupassen«, wie Silvia sagte, war ein großes Thema in der Forschung. Allein die Vorstellung des Gefühls einmal »nicht komisch« angeschaut zu werden oder sich nicht erklären zu müssen, erschien in Relation zu den lebenslangen Rassismuserfahrungen in Deutschland, fast überwältigend. So erging es Mona, die eine Reise nach Los Angeles, USA, mit ihrer Schwester unternommen hatte und als eine ihrer »krassesten Erfahrungen« beschrieb:

»Wir haben uns noch nieee so wohlgefühlt an 'nem Ort (Pause) als ob wir da hingehören und als ob es einfach völlig normal ist, dass wir da sind, weil L.A. ist halt sooo komplett durchgemischt [...] das Gefühl war sooo extrem. [...] Leute gucken uns nicht komisch an, es ist nicht komisch, dass wir hier sind, wir fühlen uns nicht so als ob es seltsam wäre, dass wir hier existieren, das hatte ich das erste Mal in meinem Leben-, das hatte ich noch nie das Gefühl in Deutschland!« (Mona, Okt. 2020).

Maike erfuhr etwas Ähnliches wie Mona, als sie für ein Auslandssemester nach London, England ging. Sie erzählte, wie damals ein »riesiger Stein« von ihr abgefallen war:

»Das war das erste Mal für mich, dass so 50 % der Studenten nicht weiß waren-, du gehst in diese Räume, so viele nicht-Weiße-, so aus aller Welt, das war wie so 'ne Er-

leichterung, so'n riesiger Stein ist von mir abgefallen. [...] Die waren alle so-, ja, Mutter ist aus Albanien, Vater aus Kenia und ich bin in Portugal aufgewachsen, alle waren so wie ich plötzlich und irgendwie war das so erfrischend, dass man sich nicht die ganze Zeit erklären musste, dass es andere gecheckt haben, wie anstrengend das ist und ja-, einfach so in dieser Umgebung zu sein hat mir so, so viel Erleichterung und Selbstbewusstsein und Freunde und interessante Begegnungen gebracht« (Maike, Jun. 2020).

Schließlich fand die Sehnsucht danach anderen ähnlich rassifizierten Menschen bzw. Menschen mit ähnlichen Rassismuserfahrungen begegnen zu wollen ihren größten Ausdruck in dem Wunsch, die anderen Frauen aus der Forschung kennenlernen zu wollen; ein Wunsch, den ich als Suche nach multi-rassifizierter Verbundenheit und raus aus der multi-rassifizierten Einsamkeit verstand, worauf ich noch verstärkt in 9.1. zurückkomme. Rosa z.B. sagte dazu:

»Der Austausch mit Halb-Koreaner*innen wäre mir enorm wichtig, da viele Dinge ausgesprochen werden können [...] es stillt nicht nur eine Sehnsucht, sondern gibt mir auf non-verbale, aber sehr emotionale Art, Erklärungen für Fragen, mit denen ich sonst eher alleine bin« (Rosa, Mai 2021).

Ich verweise an dieser Stelle konkret auf *multi-rassifizierte* Verbundenheit, da die Frauen immer wieder davon erzählten, auf die Suche nach Verbundenheit und Zugehörigkeit in koreanisch-koreanischen Gemeinschaften in Deutschland zu gehen, jedoch auch hier eine Zugehörigkeit oft verweigert worden war. Emma erzählte hierzu:

»Zur koreanischen Gemeinde bin ich auch nicht. [...] Als ich da einmal bei so 'nem Fest war-, du wirst schon beäugt [...] wenn du nicht koreanisch aussiehst, dann fällst du auch mehr auf natürlich, weil da sind ganz viele Ganz-Koreaner oder 교포 (Kyopo, Auslands-koreaner*innen) [...] wenn du neu dazukommst, dass man das Gefühl hat, man muss sich jetzt-, was heißt beweisen-, aber (Pause) mir war das früher unglaublich peinlich, wenn mich Koreaner gefragt haben: »Sprichst du Koreanisch?« Und ich so: »Nee.« Dann war das nämlich sofort-, ach so, hat deine Mutter nicht Koreanisch-, dass es immer zurückfällt auf die Mutter und diese ganzen Schuldgefühle, die dann damit-, ne? [...] Manchmal hab ich schon gemerkt, da könnte es großes Konfliktpotential geben« (Emma, Aug. 2020).

Ähnliches gaben auch weitere Frauen aus der Forschung wieder. Jana z.B. betonte sich daher auch nicht mit dem Begriff 이세 (Ise, zweite Generation Koreaner*innen im Ausland) wohlfühlen, der in diesen Kontexten für Personen der zweiten Generation mitunter verwendet wird. Janas Empfinden schlossen sich viele Gesprächspartnerinnen an, da sie ebenfalls empfanden, dass damit nur Personen mit zwei koreanischen Elternteilen gemeint seien.

Als weiterer inniger Wunsch wurde das Bedürfnis genannt, selbstbestimmt eine Verbindung (wieder) nach Korea schaffen zu wollen. Die defizitär geprägte Selbstwahrnehmung als multi-rassifizierte Person, v.a. hinsichtlich der koreanischen Zugehörigkeit, nahm für viele Frauen einen großen Stellenwert in ihren aktuellen Leben ein. Auch Tsai et al. dokumentieren spezifisch für multi-rassifizierte Menschen, dass die Zurschaustel-

lung von sprachlichem und kulturellem Kapital ein wichtiges Mittel ist, um die jeweilige rassifizierte Zugehörigkeit zu ›beweisen‹ (Tsai et al. 2021, 11). Viele Frauen gingen allerdings noch einen Schritt weiter, indem sie formulierten, ihre Verbindung nach Korea »heilen« zu wollen. Der Verweis auf Heilung war in der Hinsicht wichtig, da einige Frauen die multi-rassifizierten Ängste, nicht ›richtig‹ oder ›genug‹ zu sein, ablegen und die starren Authentizitätsmarker für ›echtes Koreanisch-Sein‹, wie Sprache oder Wissen über Korea, aktiv verlernen wollten. Bianca z.B. beabsichtigte ihren Fokus daher v.a. auf materielle Bezüge zu Korea über Bilder, Geschirr oder Möbel in der eigenen Wohnung zu lenken. Allerdings begleiteten sie bei der Inklusion solcher Gegenstände ein Ringen mit Gefühlen der kulturellen Aneignung, inwiefern sie doch nicht ›genug‹ koreanisch sei diese Dinge zu Hause aufstellen zu dürfen. Andererseits war es ihr aber ein Bedürfnis diese Annahme über multi-rassifizierte Menschen genau über diese Gegenstände loszulassen und das Ringen in ihr auszuhalten. Für Michaela wiederum bestand eine Methode darin, selbst Kleidung zu schneiden, die von der Tracht 한복 (Hanbok) inspiriert war. Weitere Frauen, die keinen koreanischen Namen hatten, erfragten bei ihrer koreanischen Verwandtschaft, ob sie einen koreanischen Namen für sie hätten. Auffällig war, dass fast alle Frauen mit einem koreanischen Zweitnamen diesen für einige Zeit aus ihren Leben – z.B. von ihrem Personalausweis oder anderweitigen Dokumenten – im jungen Erwachsenenalter gestrichen hatten. Wieder Verbundenheit und eine Art Heilung zu finden, erwies sich bei diesen Frauen darin, den koreanischen Namen im späteren Erwachsenenalter wieder anzunehmen. Tanja führte zu ihrem koreanischen Zweitnamen aus:

»Hab den Namen nun auch in meine Mail-Signatur übernommen-, hab den ja ganz lange gestrichen, weil ich keinen Bock hatte auf die Fragen. (Pause) Ich wollte als nicht so-, asiatisch wahrgenommen werden, wie ich mich innerlich gar nicht fühlte oder identifizierte. [...] Ich hole jetzt bisschen auf, was auch immer das heißt, wer ich bin, aber [...] ich weiß, dass ich viel vergraben hab, das hab ich aktiv gemacht, das will ich jetzt wieder offenlegen. Für mich, nicht für andere« (Tanja, Dez. 2020).

Tanja erklärte sich ihr Verhalten von früher damit, eine Art »Sicherheitsverhalten« auszuüben:

»Dieses Sicherheitsverhalten, dass ich im Alltag oft an den Tag lege, bloß nicht als Chinese gesehen werden, bloß nicht die Ohren aufsperrn, ob jemand was- [...] dass ich jetzt denke, aber warum eigentlich?! Wenn andere Leute denken, es sei peinlich Chinese zu sein- (lacht) es ist doch nicht peinlich Chinese zu sein! Das sind so komische Sachen, die sich so eingebläut haben, wo ich nie (Pause) bewusst drüber nachgedacht habe, sondern es war einfach direkt mit 'nem negativen Gefühl besetzt und dann hab ich das für mich verdrängt und versucht da drum rum zu leben und jetzt hab ich gemerkt, nee! [...] Das geht so nicht weiter!« (Tanja, Dez. 2020).

Auch für Emily war die Nennung ihres koreanischen Zweitnamen in ihrer E-Mail-Signatur ein Weg, ihre koreanische Zugehörigkeit nach ihren Regeln in ihr Leben zu inkludieren. Sie sagte: »Ich versuche den [Namen] jetzt mehr einzubauen, um zu erkennen zu geben: Hey! Ich bin auch Koreanerin-, es wird mir so oft abgesprochen in so vielen Situationen [...] und mich immer wieder selbst daran zu erinnern, ja! Ich bin koreanisch!«. Noch einen anderen Weg fand

Marina. Bei meinem Besuch bei ihr zu Hause, zeigte sie mir sehr glücklich wie sie 부추 (Bu-chu, Lauch) und 깻잎 (Ggaet-nip, Sesamblätter) auf ihrem Balkon angepflanzt hatte. Als sie darüber nachdachte, was das Anpflanzen für sie bedeutete, sagte sie:

»Irgendwie gibt's da die Möglichkeit auf 'ne andere Art und Weise in Verbindung zu treten, [...] so 'ne materialisierte Verbindung [...] wachsen, ernten, damit Leute füttern (lacht). [...] Früher gab's einfach nicht so viele Wege, die einem so angeboten worden sind, um sich diese Verbindung [zu Korea] zu schaffen. Dann gab's Sachen wie Sprache (Pause) und das ist ja, wie wir beide wissen, so voll das leidige Thema (lacht) (atmet stark ein) ich weiß auch nicht, es ist immer noch so'n Ding, wo ich mir denke-, krass! Das ist so (Pause) belastet auf jeden Fall und so mit Druck verknüpft, und das sind Wege, wo ich mir denke (Pause) das nimmt den Druck da irgendwie raus [...] es ist 'ne andere-, emotionalere Herangehensweise, die nicht so wehtut vielleicht auch« (Marina, Feb. 2021).

Marina fasste eindrucksstark die *multi-rassifizierten Affekte* zusammen, die sie in Bezug auf ihre koreanische Zugehörigkeit empfand. Dem Druck und Schmerz eine ›legitime‹ mono-rassifizierte Zugehörigkeit nicht aufführen zu können, trat sie bspw. durch das Anpflanzen koreanischer Gemüsesorten entgegen. Sich hierüber auch ihren ›Ahnen‹ in Korea anzunähern, und zwar über ›andere Sinne als übers Denken und Lesen‹, empfand sie als einen Weg der Heilung:

»Es ist so'n Claimen, ne? Was für sich in Anspruch nehmen und auch zu sagen, das ist 'n Teil von mir-, ich darf das auch. (Pause) Das hab ich ganz häufig, dass ich mir denke, ich darf das eigentlich nicht [...] aber warum sollte ich das nicht dürfen?! Und wer entscheidet das überhaupt?! Aber das ist so krass internalisiert, dass man (Pause) ja, dass einem das nicht zusteht, weil man ist halt in Deutschland geboren und hat das nicht von klein auf mit in die Wiege gelegt bekommen, was ja auch nicht stimmt, weil-, wurde es ja! Aber (Pause) halt nur punktuell und so« (Marina, Feb. 2021).

Marina drückte auch hier deutlich das Ringen mit ihren Affekten und internalisierten Botschaften über multi-rassifizierte Menschen aus. In ihrer Aussage rang sie einerseits mit ihrem neuen Ziel, ihre koreanische Zugehörigkeit selbstverständlich leben zu wollen. Und zum anderen mit ihrer Verinnerlichung, dass sie zum Anpflanzen koreanischer Gemüsesorten als ›nicht-richtigen Koreanerin‹ nicht berechtigt wäre; ein Gefühl, das Marina in weiteren Gesprächen als ›racial impostor syndrome‹ bezeichnete, sich also wie eine ›rassifizierte Hochstaplerin‹ zu fühlen. Letztlich entschied sie sich dafür, die eigens gewählten Praxen von *Doing Koreanness* durch eine tägliche und regelmäßige Re-Produktion zu stärken, auch wenn sie darin immer wieder vom Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten* eingeholt wurde.

Des Weiteren bildete koreanisches Essen ein wiederkehrendes Thema, über das meine Gesprächspartnerinnen zwar eine Verbindung zu Korea schufen, aber wieder von Sorgen der eigenen ›Illegitimität‹ geprägt waren. Das konnte dazu führen, dass bei koreanischen Gerichten wieder besonders auf die ›Authentizität‹ bei der Zubereitung geachtet wurde. Manche Frauen erzählten mir, dass sie das Kochen von koreanischen Speisen als eine Art Kompensation für die eigene ›Nicht-Authentizität‹ betrachteten, um ›zumin-

dest« hierüber ›richtiges Koreanisch-Sein‹ aufrechtzuerhalten. So war es Hanni ein zentrales Anliegen, auf die »Echtheit« bei koreanischem Essen zu achten. Diese war ihr so wichtig, da sie oft das Gefühl hatte, als ob sie jemand sei, die sich das ›Koreanisch-Sein‹ nur »übergestülpt« hätte. Die »Echtheit« war ihr aber auch wichtig, weil: »Es gibt einfach so viele Varianten jetzt, so Asian Fusion-, es ist alles so'n bisschen durchmischt, es weicht immer weiter auf die Kultur, dass man gar nicht mehr genau sagen kann, woher was kommt«. Hanni sprach hier über ihren Eindruck von Restaurants und Imbissen, die »Asian Fusion« anböten, den einige Frauen teilten. Jene Frauen wunderten sich einerseits darüber, diese ›Authentizität‹ bzgl. koreanischen Essens einzufordern, obwohl sie selbst ›nicht-authentisch‹ seien und deshalb kein Urteil fällen könnten oder dürften. Andererseits tauchte es fast reflexartig in ihnen auf z.B. neu eröffnete koreanische Restaurants auf ihre »Echtheit« zu prüfen, indem sie sich informierten, wer das Restaurant leitete oder wer die Speisen zubereitete; wodurch wieder die mono-rassifizierte Norm am Leben erhalten wurde, indem das ›Aufweichen‹ durch »Asian Fusion« beanstandet wurde. Esther wiederum freute sich zwar über das Kochen einen »befreiteren« Zugang zu ihrem ›Koreanisch-Sein‹ gefunden zu haben, andererseits sagte sie aber auch dazu:

»Aber-, wenn ich zu lange kein koreanisches Essen gemacht habe, dann fühle ich mich schuldig-, ich bin keine gute Koreanerin (lacht) [...] so ein Druckgefühl, ich will es richtig machen-, wenn ich Kimchi einlege, dann ist das auf die authentischste und traditionellste Weise [...] hab auch mit meiner koreanischen Freundin gesprochen [...] sie macht es auf die bequemere Art [...] ich suche mir das schwierigste Rezept, [...] Angst nicht koreanisch genug zu sein-, Angst etwas zu verlieren, wenn ich mich darum nicht bemühe oder es nicht performe für längere Zeit« (Esther, Dez. 2020).

Esthers befangene Gefühle bzgl. koreanischer Speisen, demonstrieren den starken Druck bei täglichen Handlungen wie der Essenszubereitung für sie als multi-rassifizierte Person. Sie identifizierte auch, dass sie ihrer Angst »nicht koreanisch genug zu sein« mit einem aktiven Bemühen um *Doing (authentic) Koreanness* begegnete. Sie hinterfragte dabei, wie sehr sie sich innerhalb mono-rassifizierter Grenzziehungen so angepasst wie möglich verhielt:

»Der Druck ist krass da, den mach ich mir immer wieder [...] wie so'n Ausscheidungsverfahren, du musst drei Mal in der Woche sowas essen und du musst das haben und du musst diese koreanische Serie gucken-, das ist einfach komplett irrelevant. [...] Es gibt so viele verschiedene Arten und Weisen von koreanisch zu sein, das ist alles authentisch und alles relevant¹⁰, [...] das ist einfach mega divers, aber wir sehen's nicht [...] und dass man sich so anpasst, so 'ne Äußerlichkeiten, an denen wir uns aber als Diaspora-

10 Esther eröffnete an dieser Stelle einen wichtigen, noch weiter zu untersuchenden Punkt. Sie eröffnete die komplexe Frage danach, was neue Wege von *Doing Koreanness* sein können, die kritisch mit essentialisierenden Zugehörigkeitsmarkern umgehen (vgl. Son et al. 2017) und Verquickungen von Authentizität, Illegitimität, Reinheit und Minderwertigkeit mit Rasse, die sich wie ein roter Faden noch vor der Geburt meiner Gesprächspartnerinnen bis in ihre aktuelle Leben durchzogen, unterbrechen können.

Kinder und in der zweiten Generation und mixed race people-, halten uns so krass daran fest [...] weil wir sowieso schon so angezweifelt werden, dass wir unser Leben füllen mit den ganzen Sachen, die eigentlich nichts bedeuten« (Esther, Apr. 2021).

Esther empfand Traurigkeit, aber auch intensive Wut darüber, was durch die mono-rassifizierte Norm in Deutschland wie in Korea bei ihr verloren gegangen war. Auch von der mono-lingualen Diskriminierung zu heilen, gehörte daher zu ihrem erklärten Ziel für die Zukunft:

»Dass ich nicht Koreanisch spreche ist für mich 'ne große Traurigkeit, immer wieder hab ich das angefangen zu versuchen. [...] Es ist auch total problematisch, ich bin ja native speaker, wissen auch viele nicht-, auch wenn man schlecht spricht, aber wenn du's zu Hause gelernt hast, dann bist du native speaker [...] also, ich kann halt nicht die gleichen Kurse machen für Leute, die Koreanisch nur in 'nem Kurs gelernt haben [...] es ist nicht so linear wie-, wenn du's halt einfach nur in der Schule lernst [...] und wann bist du denn gut genug? [...] Was bedeutet eigentlich diese Sprache beherrschen? [...] Wer entscheidet darüber, was gut ist und was nicht-, wenn du irgendwie mit Kinderliedern aufgewachsen bist und in deiner Schaukel dasaßt und mitgesungen hast-, oder sowas, natürlich bist du dann native speaker, ne? (lacht) [...] Aber, das ist eigentlich cool-, ich mein, genau solche Sachen umzuinterpretieren und neu zu besetzen. [...] Das ist, wo ich gerne hinkommen würde, womit du halt auch alles erstmal unterläufst, diese ganzen herrschenden Vorstellungen [...] wenn das gestört wird, neu umgeordnet wird, so (Pause) barriereärmer wird« (Esther, Jun. 2020).

Esther stellte wichtige Forderungen für die Identifikation und Dekonstruktion der mono-lingualen und mono-rassifizierten Ideologien, nämlich die dazugehörigen »herrschenden Vorstellungen«, was eine »legitime« Sprachpraxis sei, zu unterlaufen, zu stören, umzuordnen und barriereärmer zu gestalten¹¹; was z.B. Tsai et al. als »heteroglossic perspective« und kritischem Sprachbewusstsein fördern wollen (ebd., 13). Dass diese Prozesse des Verlernens bisweilen schmerzhaft sein konnten, erzählte mir Miriam. Als wir uns bei ihr zu Hause trafen, waren unverkennbar in jedem Raum Gegenstände aus Korea, über Lebensmittel, Geschirr, Möbel, Bücher, Bilder und einen Ahnenschrein auszumachen. Miriam überlegte, warum sie so viel Druck dabei verspürte, sich unbedingt »richtig« koreanisch im Alltag verhalten zu wollen:

Miriam: »Ich frage mich-, hat das was mit dem Erbe zu tun, mit der Geschichte Koreas, so viel besetzt zu sein, so eingeengt zu sein zwischen China und Japan? Das ist ja auch immer ein Riiiesen-Kampf, was ist koreanisch, was ist nicht koreanisch [...] und

11 Damit entspricht auch die Traurigkeit über den »Verlust« der koreanischen Sprache bei Esther einer rassifizierten Melancholie. Dieser zu vertrauen und sich nicht davon abbringen zu lassen, entspricht Inans Forderung, Trauer nicht zu überwinden, sondern diese negative Affektivität zu politisieren. Schließlich erkennt Esthers Traurigkeit an, dass etwas verloren oder genommen wurde. Genau das entspreche keiner Viktimisierung, vor der viele Frauen Angst ausdrückten, wenn sie solche negativen Gefühle zulassen würden, sondern wirkte produktiv, da Esther herrschende Sprach- und Rasse-Vorstellungen damit herausforderte, weil sie die »Rassifizierungserfahrungen in ihren materiellen und psychischen Dimensionen öffentlich« machte (Inan 2023, 212f.).

hier hat's natürlich nochmal 'ne andere Ebene, dadurch dass wir eben im Ausland sind oder aus verschiedenen Kulturen kommen. [...] Aber eigentlich wär's doch gut, einfach mit Selbstbewusstsein die Dinge so zu tun, wie man die tun möchte und wenn jemand Kritik äußert, dann zu sagen, ist doch egal! Ich mache es so und was du daran koreanisch oder nicht koreanisch findest, ist ja dir überlassen (Pause) so'n Beispiel ist mir eingefallen, ich bin früher manchmal ganz, ganz empfindlich gewesen, wenn mein Mann Essen gemacht hat und der hat dann Reis in die Suppenschale getan, wo ich dachte, das geht nicht! Das geht nicht!! (wird lauter) (lacht) Kannst du das bitte! Das ist nicht die Reisschale! (lacht) Oder die Schälchen nicht richtig setzt oder welche Schale ist angemessen von unseren deutschen Schalen für Beilagen, welche Teller kann man nehmen oder nicht, es hat mich manchmal geschmerzt riiichtig und (Pause) er dachte so, boah, können wir da bitte kein Drama draus machen?! (lacht) Und da bin ich mittlerweile entspannter, er kann daraus auch Müsli essen, wenn er will (lacht) aber sollte meine koreanische Cousine jetzt zu Besuch sein und das sehen-, ja-, keine Ahnung.«

Alex: »Es hat dich fast geschmerzt?«

Miriam: »Voooll!!! Das ist echt interessant, es hat mich wirklich, wirklich aufgeregt. (lacht) [...] Es war ein Grund für'n Beziehungsstreit (lacht) als würde es mich persönlich verletzen, als hätte er mich damit nicht respektiert, was ja Quatsch ist! [...] Aber wenn ich am wenigsten Kraft habe, dann überfordert's mich [...] mittlerweile fragt mein Mann immer, wenn's verschiedene Schälchen gibt: ›Wofür ist jetzt was?‹ (lacht) Damit er's nicht falsch macht [...] und ich akzeptiere so'n bisschen, dass ich nicht das perfekte Geschirr habe, ich habe eher Flohmarkt-Geschirr, also-, dass ich's jetzt so passend mache, wie's geht, aber dass es nicht richtig-richtig ist (Pause) und es ist immer so'n bisschen so, ähhh, ich komm jetzt damit klar« (Miriam, Mai 2021).

In Miriams Zeugnis an diesem Tag, bei dem wir gemeinsam viel lachten, weil wir viele multi-rassifizierte Erfahrungen und Gefühle miteinander teilen oder nachfühlen konnten, war das Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten* sehr präsent. Zum einen thematisierte Miriam, wie wichtig es ihr war ein ›richtiges Koreanisch-Sein‹ im Alltag auszuführen. Zeitgleich hinterfragte sie diese starren Praktiken wie beim Geschirr und versuchte sich davon zu entfernen, auch wenn dies immer wieder eine anstrengende Aushandlung von ihr erforderte. Die jahrzehntelang verinnerlichten *multi-rassifizierten Affekte* in ihrer Logik von ›Verwässerung‹ oder ›Bereicherung‹ zu durchbrechen bzw. davon zu ›heilen‹, war demnach vielen Frauen ein Anliegen, auch wenn dies kein leichtes Unterfangen war. Wie Miriam unmissverständlich ausdrückte, war dieses Durchbrechen für sie sehr kräftezehrend (»wenn ich am wenigsten Kraft habe, dann überfordert's mich«). In Erschöpfungs- und Stresszuständen konnte es damit affektiv Schmerzen verursachen, wenn ein *Doing Koreanness* nicht ›richtig‹ ausgeführt werden konnte.

Abschließend führe ich zwei Themen an, die von den Frauen im Kontext von gesundheitlichen Sorgen häufig geäußert wurden. Einige Frauen empfanden es als wichtig den Mut zu fassen, um über ihre psychische Gesundheit zu sprechen. Greta z.B. beabsichtigte durch ihre Forschungsteilnahme den anderen Frauen mitzugeben: »Es ist okay Therapie in Anspruch nehmen zu wollen«, auch wenn die eigenen Erfahrungen immer wieder dem Gaslighting als ›nicht so schlimm‹ und daher für eine Psychotherapie nicht berechtigt wären, ausgesetzt sind. Wie bis hierhin dargelegt, gehörte die Tatsache, in keiner

Lebensphase eine Deutungshoheit über die eigenen rassifizierte Zugehörigkeiten zu haben, noch in der Position zu sein, *multi-rassifizierte Affekte* äußern zu dürfen, zum Alltag meiner Gesprächspartnerinnen. Die stetige Wachsamkeit und Regulation der eigenen Emotionen gemäß der *Gefühlsordnungen* hatten weitreichende Konsequenzen für die Psyche der Frauen. Greta war es daher ein Anliegen ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass sie sich für Therapeut*innen eine rassismussensible Ausbildung wünschte, die sie bei ihren Therapieerfahrungen vermisste (vgl. Bryant-Davis 2007, 141f.). Sorge um die Gesundheit betraf auch die Gesundheit der Eltern, auf die ich hier zuletzt eingehe. Mit Anke unterhielt ich mich oft über diese Thematik. Ihre Eltern im Alter zu versorgen, bereitete ihr viele Bedenken, v.a. was ihr koreanisches Elternteil betraf. Sie bemerkte bereits Veränderungen im Sprachgebrauch und befürchtete einen zunehmenden Verlust der deutschen Sprache als später erlernten Sprache; eine Sorge, die auch Frauen aus der ersten Generation teilten (s. Bauer 2017, 91). Selbst nicht über Koreanischkenntnisse zu verfügen, führte daher bei Anke zu der Sorge, wie sie sich in solch einem Fall um das koreanische Elternteil kümmern sollte. Außerdem war es für viele Frauen eine Sorge, wie der Kontakt mit der Verwandtschaft in Korea, (ohne entsprechende Sprachkenntnisse), aufrechterhalten werden sollte, wenn die koreanischen Elternteile nicht mehr lebten. Als wiederkehrendes Thema trat aber auch eine gewünschte Versöhnung mit den Eltern auf. Wie in den letzten Kapiteln ersichtlich wurde, war auch das Verhältnis zu den Eltern oft von Rassismus belastet. Durch die Verbundenheit, die in der Forschung und darüber hinaus in der Vernetzung mit den Frauen untereinander erlebt wurde, wurden zum ersten Mal Räume für das Sprechen über diese sensiblen Themen eröffnet. Auf diesem neuen Fundament aufbauend, nahmen einige Frauen nächste Schritte vor, um z.B. die Sicherheit zu gewinnen, im Familien- oder Freund*innenkreis Rassismus anzusprechen oder Gespräche über die Gestaltung des hohen Alters bei den Eltern anzustoßen.

8.4 Zusammenfassung

Die mitunter diffussten und subtilsten Formen und Auswirkungen von MRP fanden in den aktuellen Lebensphasen vieler Frauen meiner Untersuchung statt. Ihre vertrauensvollsten Beziehungen mit Partner*innen und/oder Kindern stellten keine machtfreien Beziehungen dar. Rasse strukturierte diese Beziehungen so wie Rasse auch jede andere Beziehung in den Lebensgeschichten strukturierte. Jedoch wurde in diesem Kapitel ersichtlich, dass damit – im Vergleich zu den Rassismuserfahrungen, die davor besprochen wurden – die größte Unsicherheit im Umgang herrschte, gerade aufgrund der besonderen Nähe in jenen Beziehungen. Die Frauen verfügten zwar über zahlreiche Zugehörigkeiten, über die sie sich mit Menschen verbunden fühlten, ob in Partner*innen- oder Freund*innenschaften, in ihren Berufen, Religionen oder bei der Ausübung von Hobbys. Jedoch zeigten die Erfahrungen der Frauen, dass ihre Zugehörigkeiten in all diesen Lebensbereichen konstant dem Risiko ausgesetzt waren, willkürlich über das Konstrukt Rasse abgesprochen zu werden und so aus einer Gemeinschaft oder einem Vertrauensverhältnis ausgeschlossen zu werden.

Mit Blick auf die nachfolgenden Generationen trat die Häufigkeit von MRP – nach der eigenen Kindheit – wieder am stärksten hervor. Die *multi-rassifizierte ›Faszination‹*

an Kindern der dritten Generation wurde nicht nur (wieder) von Familienangehörigen, in der Nachbarschaft, im Kindergarten oder im Gesundheitswesen, sondern v.a. auch von den Frauen selbst ausgeübt. Der rassifizierte Platz in der deutschen Gesellschaft dieser Kinder musste – genau wie bei den Frauen – vor der Geburt bzw. spätestens mit der Geburt von allen Seiten festgestellt werden; (und dieses Mal auch aus multi-rassifizierter Position, nämlich der von den Frauen). Die vorgenommenen Sezierungen trafen einerseits die Körper der Kinder, aber auch wieder meine Gesprächspartnerinnen, da sie daran zweifelten, ob eine Weitergabe der koreanischen Sprache, Speisen oder Feste durch sie sinnvoll bzw. umsetzbar sei. Außerdem wandelte sich die Angst aus der eigenen Kindheit und Jugend davor als ›koreanisch‹ wahrgenommen zu werden, bei einigen Frauen zu einer Angst, dass das ›Koreanische‹ bei ihren Kindern nun ›verschwinden‹ würde. Gleichzeitig Angst vor *Othering*-Erfahrungen gegenüber ihren Kindern zu entwickeln sowie Angst davor zu haben, wenn die Kinder nicht mehr als ostasiatisch zu rassifizieren seien, kulminierte in einem affektiven Dilemma für die Frauen. Sich aus dieser Art affektiven Zwickmühle zu lösen und die internalisierten Botschaften über MRP zu verlernen, stellte sich als höchst komplexe Aufgabe dar. Denn die Frauen begegneten über alle Lebensphasen hinweg und in allen Lebensbereichen *racial box gatekeepers* (Goodrich/Noble 2021)¹², durch die die Einteilung von »Menschenrassen« nach wie vor sinnvoll erschien bzw. weiterhin sozial anschlussfähig blieb und die Frauen dadurch letztlich rassistische Wahrnehmungsweisen und Handlungen selbst auf sich und nachfolgende Generationen anwendeten und fortführten. Wie in den vergangenen Kapiteln erkenntlich wurde, waren die Frauen zwar immer wieder auf epistemischer Ebene dazu in der Lage, das Gaslighting bzgl. ihrer Rassismuserfahrungen zu hinterfragen, aber auf der affektiven Ebene darin immer wieder unterbrochen wurden. Zuletzt war aber der Wunsch nach multi-rassifizierter Verbundenheit Ausdruck davon, wie dem Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten* von den Frauen begegnet werden wollte. Sich in der sonst einsamen Erfahrung mit anderen multi-rassifizierten Menschen verbunden zu fühlen, stand den *multi-rassifizierten Affekten* der Isolation, des Zweifels und der Illegitimität stark entgegen. Gleichzeitig hieß das nicht, dass eine ähnlich multi-rassifizierte Positionierung automatisch Verbundenheit entfacht, da wiederum andere mächtige Strukturkategorien hindernd wirken können. Dennoch ist das politische Potential, das in der Verbundenheit und in dem Austausch über Erfahrungen und Gefühle liegt, nicht zu missachten (vgl. Muñoz 2006, 687). Marion sah dies so:

»Wenn ich mich mit jemandem austausche, der in 'ner ähnlichen Situation ist und man kann gucken-, wie is'es bei dir, wie is'es bei mir [...] wie gehst du mit was um. [...] Dieses komische Ambivalente und (Pause) sehr Subtile, dass sich das [die Rassifizierung] auch

12 Die Menschen in den Leben der Frauen, die stets darauf achteten, säuberlich voneinander getrennte »Menschenrassen« durch ihre Körper und deren Entstehungsgeschichte zu re-produzieren, können auch als *racial box gatekeepers* bezeichnet werden. Die auf multi-rassifizierte Kinder und Jugendliche spezialisierte klinische Psychologin Jennifer Noble münzte diesen Begriff zwar im US-amerikanischen Raum, in dem verschiedene »racial boxes« für statistische Erhebungen des U.S. Census Bureau angekreuzt werden. Jedoch eignet sich der Begriff auch für die MRP, die meine Gesprächspartnerinnen erfuhren, da von ihrer Umwelt immer wieder penibel darauf geachtet wurde, sie seziiert und rassifiziert ›einzusortieren‹.

von Situation zu Situation ändern kann-, das sind so viele Unsicherheiten, wo man sich selber denkt (Pause) hab ich das jetzt richtig wahrgenommen? Oder ist das gar nicht passiert?! Wenn ich das mit 'ner anderen Person machen kann, die ähnliche Erfahrungen macht, dann weiß ich, okay, wenn's dir passiert und mir passiert, vielleicht is'es 'ne (Pause) strukturelle Sache, vielleicht hat es mit unserer Positionierung zu tun und ist nicht Zufall [...] je mehr Leute, mit denen ich drüber spreche und die mir Feedback geben, desto mehr kann ich mir denken, okay, das bilde ich mir nicht ein!« (Marion, Feb. 2021).

Und auch Nika drückte etwas Ähnliches nach einem unserer letzten Treffen aus:

»Wo du mir das jetzt von weiteren Frauen aus deiner Forschung eröffnet hast [...] da war ich plötzlich wieder sehr emotional mitgenommen [...] bin jetzt auch voll-, woow! Was passiert da eigentlich??? [...] Dass so alles aus mir raussprudelt, ich glaub, das hat schon damit zu tun, dass ich dich bisschen als Gleichgesinnte sehe, die ähnliche Erfahrungen gemacht hat, was eher erschreckend für mich ist [...] so Parallelen-, also-, es ist ja nicht alles gleich, aber so paar Dinge, auch über die Eltern, wo man schon denkt, mein Gott! Okay! Vielleicht liegt's nicht nur an denen, sondern vielleicht is'es wirklich 'ne Konstellation (Pause) die ähnlich laufen kann irgendwie« (Nika, Mai 2021).

Eine Konstellation, »die ähnlich laufen kann«, traf den Nagel auf den Kopf, genauso wie Nikas Gefühl darüber erschrocken zu sein. Die Einsamkeit, die damit einherging, oft als einzige multi-rassifizierte Person in der eigenen Lebenswelt aufzuwachsen und das konstante Gaslighting und Absprechen der Gefühle als legitim, kulminierten darin, die eigenen Erfahrungen als Einzelfälle zu betrachten und an den eigenen Wahrnehmungen bzw. an sich selbst zu zweifeln. Der Austausch in der Forschung und die Vernetzung der Gesprächspartnerinnen untereinander bot daher eine Chance, nicht nur auf epistemischer Ebene, sondern v.a. auf affektiver Ebene die internalisierten Botschaften von MRP infrage zu stellen, das eigene *Emotionsrepertoire* neu zu betrachten und damit *Gefühlsordnungen* zu hinterfragen. *Minor feelings* wie Paranoia, Scham, Irritation und Melancholie konnten durch eine gegenseitige Anerkennung begegnet werden, die sonst in ihrem nicht-auflösenden Ringen miteinander davon abhalten sowohl Herrschaftsverhältnisse zu hinterfragen als auch Verbundenheit und Solidarität mit anderen marginalisierten Menschen zu finden (vgl. Tsai et al. 2021, 13). Die »Politisierung negativer Affektivität« erkennt die Produktivität hinter diesen Affekten an, die z.B. ein »affektives community building« ermöglichen (vgl. Haritaworn 2012, 146; Inan 2023, 212f.), wie dies von vielen Frauen als Wunsch in die Forschung eingebracht worden war. Das Ringen mit sozialrelational operierenden *multi-rassifizierten Affekten* prägte also maßgeblich die Lebensgeschichten, -verläufe und -richtungen der Frauen meiner Untersuchung. In den nun folgenden Schlussbetrachtungen fasse ich die wesentlichen Forschungsergebnisse zum Konzept des Ringens mit *multi-rassifizierten Affekten* zusammen und beende die Arbeit mit einem kurzen Fokus auf das hier bereits angesprochene Thema Heilung und einem Ausblick auf weitere Forschungsthemen.